

Frausein als Entlastungsargument für die biographische Verstrickung in den Nationalsozialismus? Über Strategien der Normalisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland

Grote, Christiane; Rosenthal, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Grote, C., & Rosenthal, G. (1992). Frausein als Entlastungsargument für die biographische Verstrickung in den Nationalsozialismus? Über Strategien der Normalisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland. *Tel-Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte*, 21, 289-318. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-59282>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more Information see:
<http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

1

In: Tel-Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte. 1992. Gerlingen: Bleicher, 289-318

Frausein als Entlastungsargument für die biographische Verstrickung in den Nationalsozialismus?

Über Strategien der Normalisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit in Deutschland

Christiane Grote - Gabriele Rosenthal

1. Einleitung

Durch die zunehmende Fremdenfeindlichkeit seit dem Sommer 1991 in der Bundesrepublik Deutschland fanden die aus unseren empirischen Untersuchungen (Rosenthal 1990; im Druck) entwickelten Annahmen über die mangelnde kollektive Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit, über die Kontinuität des NS-Gedankenguts und seine Tradierung an die nächsten Generationen in schmerzhafter Weise weitere Bestätigung. Unsere Analysen machten deutlich, daß sich der bereits vor 1945 einsetzende und nach 1945 fortgeführte soziale Lernprozeß im Umgang mit der Inhumanität und den Verbrechen des Nationalsozialismus auf das Erlernen der Tabus und kollektive Überwachung ihrer Einhaltung konzentrierte. Durch diesen impliziten, von den ZeitzeugInnen meist bewußt nicht wahrgenommenen, sozialen Lernprozeß wird vermittelt, worüber und wie gesprochen werden darf, worüber es besser zu schweigen gilt, und wie die Einhaltung der Tabus wechselseitig kontrolliert wird. Wir Deutschen - gleich welchen Alters - haben gelernt, wie Themen und Erzählungen über eigenerlebte Erfahrungen vermieden werden, die die kollektiv geteilte Norm "wir haben nichts gesehen und von nichts gewußt" oder aber das Gebot zur Zurückhaltung ethnozentrischer und insbesondere antisemitischer Einstellungen verletzen könnten. Auch in der öffentlichen bzw. veröffentlichten Meinung der Bundesrepublik werden fremdenfeindliche und antisemitische Einstellungen latent gehalten oder gar in eine philosemitische Haltung verkehrt (vgl. Stern 1991).

Das Erlernen der Tabus und ihre Tradierung an die nachgeborenen Generationen hat u.E. eher zur Konservierung des Nazi-Gedankenguts und des ihm zugrunde liegenden "kollektiven Handlungspotentials" (vgl. Miller 1988), insbesondere des Ethnozentrismus, geführt als zur Revision bzw. strukturellen Transformation des Bewußtseins. Dieser Konservierungs-

prozeß birgt die Gefahr des plötzlichen Aufbrechens der Konserven in sozialen oder biographischen Krisensituationen, die sich je nach Machtverhältnissen, je nach Verhalten der Eliten dann in entsprechenden Handlungen äußern können.

Mit der Eingliederung der ehemaligen DDR nach Artikel 23 des Grundgesetzes und den damit einhergehenden politischen, ökonomischen und sozialen Folgeproblemen liegt u.E. in beiden Teilen Deutschlands nun eine der Bedingungen für ein erneutes Aufbrechen dieser Konserven vor.

Eine neue Phase der Fremdenfeindlichkeit in der Bundesrepublik hat begonnen: Die aus ökonomischer Unsicherheit, sozialer Orientierungslosigkeit, der Entwertung der eigenen Biographie und psychischer Verunsicherung entstehenden Ängste und Aggressionen richtet eine zunehmende Zahl von Menschen der ehemaligen DDR gegen Ausländer und Asylsuchende - und ebenso steigt die Zahl der fremdenfeindlichen Übergriffe in den alten Bundesländern¹. Fremdenfeindlichkeit und deutsche Überheblichkeit werden zunehmend öffentlichkeitsfähig, wie etwa eine Kampagne der Bild-Zeitung gegen "Asylanten" im Ruhrgebiet im Herbst 1991 zeigt.

Die nicht enden wollenden Pogrome gegen AusländerInnen oder als solche definierte MitbürgerInnen in der Bundesrepublik Deutschland, die beinahe jede Nacht stattfindenden Gewaltübergriffe auf sogenannte Asylanten bis hin zu russischen Kindern, die sich zur Genesung von ihren in der Folge der Atom-Katastrophe von Tschernobyl erlittenen Krankheiten in der Bundesrepublik aufhalten, die täglichen Angriffe, Beleidigungen und Mißachtungen dieser BürgerInnen müssen u.E. auch in der Kontinuität der unbewältigten Geschichte des NS betrachtet werden. Neonazistisch orientierte Jugendliche - in den alten wie in den neuen Bundesländern - berufen sich nicht nur auf von ihrer Familienvergangenheit unabhängige Geschichte und Ideologie, sondern sie erfuhren, wie eine empirische Studie von Lena Inowlocki (1988) eindrücklich belegt, teilweise auch in ihren Familien entsprechende latente Sozialisationsprozesse. Diese Tradierung basiert gerade nicht nur auf der manifesten Vermittlung, sondern vollzieht sich auch in den Andeutungen und Auslassungen (Inowlocki 1988:51). Die gewaltsamen Aktionen dieser Jugendlichen geben nun auch dem (latenten) Ethnozentrismus eines Teils der Bevölkerung die Gelegenheit zu Identifikation, Zustimmung und Äußerung bisher zurückgehaltener Einstellungen². Die von vielen Politikern anlässlich der verschiedenen Wahlkämpfe des Jahres 1991 (z.B. in Bremen) 'hochgeredete' Debatte um

eine Veränderung des Asylrechts hat diese Tendenzen eher noch bestärkt als ihnen entgegengewirkt.

Die nicht nur von den Neonazis und ihrem weiteren Umkreis geäußerten Parolen und verwendeten Symbole erinnern an die der 30er und 40er Jahre: Diejenigen, die als Nicht-Deutsche ausgegrenzt werden, werden wie die jüdische Bevölkerung während des "Dritten Reiches" als "Ratten" und "Ungeziefer" bezeichnet, Deutschland gilt als "überfremdet" und die Deutschen werden wieder als "Volk ohne Raum" apostrophiert. Von den anderen, von jenen also, die die Gewaltaktionen nicht akzeptieren, reagieren viele mit Wahrnehmungsabwehr, die an das Nicht-Sehen- und Nicht-Hören-Wollen in der Zeit des "Dritten Reiches" erinnert, als die jüdische Bevölkerung Deutschlands noch vor ihrem Transport in die Konzentrations- und Vernichtungslager aus dem Bewußtsein der nicht-jüdischen Deutschen verschwand und damit sozial vernichtet wurde.

Die empirische Untersuchung³, aus der wir hier zwei Fallstudien vorstellen wollen, basiert auf narrativ-lebensgeschichtlichen Interviews⁴, die wir zwischen 1986 und 1987 geführt haben. Wir sprachen mit 35 zwischen 1889 und 1927 geborenen nicht-verfolgten ZeitzeugInnen⁵ des Nationalsozialismus, die größtenteils das NS-Regime begrüßten und als 'MitläuferInnen' bezeichnet werden können; einige wenige gehören auch zu den Tätern des nationalsozialistischen Regimes. Wir rekonstruierten die erlebten Lebensgeschichten, wobei wir vor allem der Frage nach den biographisch relevanten und generationsbildenden Erlebnissen nachgingen. Weiter untersuchten wir auch die biographischen Strategien, mit denen die ZeitzeugInnen heute versuchen, mit der legitimationsbedürftigen kollektiven wie eigenen nationalsozialistischen Vergangenheit zu leben. Diese biographischen Strategien dienen in erster Linie dem Versuch, die aus heutiger Sicht als legitimationsbedürftig angesehene Vergangenheit zu 'heilen' und damit wieder in die Normalität - in der sie damals in der Regel gelebt wurde - zurückzuführen. Diese Heilungsversuche sind meist auf das Ausblenden der Gewaltverbrechen des NS-Regimes, auf das Nicht-Wahrnehmen des eigenen Handelns, das aus heutiger Perspektive als fragwürdig gilt, und der eigenen biographischen Brüche gerichtet. Argumente wie "Wir wurden dazu gezwungen", "Man konnte sich nicht wehren" und "Wir haben von nichts gewußt" sind wohl allgemein bekannt. Bei der Rekonstruktion der erzählten Lebensgeschichten zeigte sich jedoch, daß neben diesen manifesten

Argumenten biographische Strategien, die quasi 'hinter dem Rücken' der BiographInnen zu Reinterpretationen der Lebensgeschichte führen, die Verschleierung und eine damit einhergehende latente Tradierung an uns Nachgeborene weitaus wirkungsvoller stützen. Unter biographischen Strategien verstehen wir strukturgenerierende Regeln, die die Art und Weise der Rückschau auf die eigene biographische Vergangenheit - und damit auch die Perspektive in der Gegenwart - konstituieren. Diese Strategien steuern, was und wie erinnert wird und wie das vergangene, gegenwärtige und zukünftige Leben begriffen wird. Bei der Rückschau auf das eigene Leben, oder korrekter formuliert: bei der Rekonstruktion der eigenen Vergangenheit, lenkt die den Biographinnen meist bewußt nicht zugängliche biographische Gesamtsicht seiner erlebten Lebensgeschichte die Auswahl der zu erzählenden Geschichten und produziert systematisch die Auslassung von Erfahrungen, die dazu im Widerspruch stehen⁶. Ähnliche Funktion haben auch manifeste biographische Globalevaluationen wie z.B. "ich habe immer nur unter den Verhältnissen leiden müssen".

Um diesen Reinterpretationsprozessen auf die Spur zu kommen, gilt es, von der prinzipiellen Differenz zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte auszugehen und ihr bei der Auswertung Rechnung zu tragen. Im Einklang mit dieser Prämisse vollziehen wir bei der hermeneutischen Rekonstruktion erzählter Lebensgeschichten zwei unterschiedliche Analyseschritte⁷: Zum einen rekonstruieren wir bei der *genetischen Analyse* die chronologische Aufschichtung der biographischen Erlebnisse in der erlebten Lebensgeschichte sowie die Strukturen, die sich im Verlauf des Sozialisationsprozesses herausgebildet haben, ihre Reproduktion und Transformation im lebensgeschichtlichen Ablauf. Zum anderen wird bei der *sequentiellen Textanalyse* die Struktur der erzählten Lebensgeschichte analysiert, d.h. die bei der Erzählung vorgenommenen temporalen und thematischen Verknüpfungen von Erlebnissen. Die Analyse konzentriert sich dabei auch auf die Frage nach den Auslassungen, dem Nichterzählten und seiner Bedeutung.

Während es bei der genetischen Analyse der erlebten Lebensgeschichte um die Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Erlebnisse in der Abfolge der chronologischen Zeit geht, steht im Fokus der sequentiellen Textanalyse die 'sequentielle Gestalt' des Gesprächs bzw. des vorliegenden Textes, nämlich Form und Struktur der Präsentation der Lebensgeschichte im Interview. Die Differenz zwischen erlebter und erzählter Lebensgeschichte gibt dann Aus-

kunft über (a) die Selektionsmechanismen bei der Auswahl der zu erzählenden Geschichten und (b) die temporalen Differenzen zwischen der Abfolge der Erlebnisse und der Abfolge der Erzählungen, die ebenfalls - wie wir bei der hier dargestellten biographischen Erzählung von Anneliese Heidt noch sehen werden - zur Reparatur einer fragwürdigen Vergangenheit dienen können.

Ein zentrales Ergebnis unserer Analysen ist, daß es insbesondere eine Strategie zur Normalisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit ist, die von Angehörigen aller Schichten, Generationen, von Frauen ebenso wie von Männern herangezogen wird: die Herauslösung der eigenen Lebensgeschichte aus dem politischen Rahmen der Nazi-Zeit und - damit einhergehend - die Ausblendung all jener lebensgeschichtlicher Erlebnisse, bei denen sie direkt oder mittelbar mit den verbrecherischen Aktionen dieses Staates konfrontiert waren. Diese Normalisierungsstrategie, die wir als "Entpolitisierung der NS-Vergangenheit" bezeichnen, tritt in unterschiedlichen Mustern auf, deren Verwendung abhängig von der Generationszugehörigkeit der BiographInnen ist. Sie reichen von der völligen Dethematisierung der Nazi-Vergangenheit in den Lebensgeschichten von ZeitzeugInnen, die bereits im letzten Jahrhundert geboren sind, bis zur expliziten Entpolitisierung bei den Angehörigen der Hitler-Jugend-Generation, die die Jugendorganisationen und ihre Aktionen argumentativ ihrer politischen und ideologischen Einbettung zu entkleiden versuchen.

2. Von zwei Frauen, die ihr Leben im Nationalsozialismus als unpolitisches begreifen

Während wir uns in unseren bisherigen Analysen auf die generationsspezifischen Unterschiede im Umgang mit der NS-Vergangenheit konzentriert haben⁸, soll es hier um die Frage gehen, ob Frauen heute anders als die Männer auf ihre Vergangenheit im Nationalsozialismus zurückschauen. Anders formuliert: Gibt es jenseits der von beiden Geschlechtern geteilten Strategie der Entpolitisierung geschlechtsspezifische Muster des Umgangs mit der Nazi-Vergangenheit?

Bei den folgenden zwei Fallstudien werden wir versuchen, die subtilen Steuerungsmechanismen offenzulegen, die eine Herauslösung aus den Verstrickungen in den Nationalsozialismus ermöglichen. Mit der Konzentration auf zwei Lebensgeschichten von Frauen, die verschiedene Muster von

biographischen Strategien repräsentieren, sich dabei jedoch beide der kollektiv geteilten Strategie der Entpolitisierung bedienen, beabsichtigen wir, das Bild von der unpolitischen Frau im Nationalsozialismus und von ihrer passiven Rolle bei der Gestaltung der sozialen Wirklichkeit im Nationalsozialismus aufzubrechen. Wir möchten zeigen, inwiefern dieses Bild - ob nun von den Zeitzeuginnen selbst oder von uns nachgeborenen Frauen verwendet - gerade dazu dienen kann, sich einer kritischen Auseinandersetzung mit der Nazi-Zeit zu entziehen. Wie wichtig für uns Töchter und Enkelinnen die Empathie mit unseren Müttern und Großmüttern auch sein mag, die während des Zweiten Weltkrieges unter den Bombardements in der Heimat und den zunehmend sich verschlechternden Lebensbedingungen und unter Not und Arbeitsbelastung der Nachkriegszeit gelitten haben, sie muß verbunden sein mit der Empathie mit den rassistisch und politisch Verfolgten und der Übernahme ihrer Perspektive. Mit dieser Perspektivenübernahme meinen wir mehr als nur das Wissen um die Gewaltverbrechen jener Zeit, wir meinen die Wahrnehmung des "Dritten Reiches" aus der Perspektive der Verfolgten.

Gelingt uns dies nicht, dienen unsere Versuche des Verstehens nur der weiteren Tradierung des kollektiven Musters "Wir waren alle Opfer des Nationalsozialismus" bzw. der feministischen Variante, in der die Frauen bisweilen ausschließlich zu Opfern der patriarchalen Machtansprüche der Männer⁹ stilisiert werden. Die Perspektivenübernahme der Verfolgten des Nationalsozialismus erfordert dagegen das Eingeständnis der eigenen Verstrickung in diese Zeit. Dies bedeutet für die Betroffenen die Durcharbeitung dessen, was sie damals duldend oder akzeptierend hingenommen haben, der Situationen, in denen sie Hilfeleistung und Solidarität nicht gewährten, bis hin zu den Handlungen, mit denen sie sich an diesem Unrechtssystem beteiligt haben. Für uns als Nachgeborene heißt dies, die Verstrickung der eigenen Familie in den Nationalsozialismus sehen zu lernen, und einen Weg zur Kommunikation mit unseren Eltern und Großeltern zu finden, der eben nicht - wie bei deren Anklage - zum Abbruch der Kommunikation, sondern zu ihrem Beginn führt.

Unsere Fallanalysen verstehen wir daher auch als ein Wechselspiel zwischen einem empathischen Nachempfinden dessen, was unsere Befragten erlebt und erlitten haben, und einer gleichzeitigen kritischen Auseinandersetzung mit ihren manifest und vor allem latent ausgedrückten Normalisierungen und Duldungen der Verbrechen, die während dieser 12 Jahre begangen wor-

den sind. Dabei geht es uns nicht darum, einzelne für ihr individuelles 'Versagen' heute - von ihrem Versagen damals ganz zu schweigen - anzuklagen, vielmehr sehen wir diese "zweite Schuld", wie Ralph Giordano (1987) es bezeichnet, als ein kollektives, gesellschaftliches Produkt, an dessen Zustandekommen auch wir als Nachgeborene Anteil haben. Die Institutionalisierung der Vermeidungshaltung in der Bundesrepublik hat denn auch dazu geführt, daß es dem einzelnen ungeheure Mühe und auch Mut abverlangt, die kollektiv geteilten Tabus zu brechen (vgl. Rosenthal im Druck).

Erika Schild und Anneliese Heidt¹⁰ - die Namen sind anonymisiert - sind 1915 und 1927 geboren und erlebten beide den Nationalsozialismus aus einer eher akzeptierender Perspektive.

Betrachten wir zunächst die biographische Selbstpräsentation von Erika Schild, der älteren der beiden Frauen. Zum Zeitpunkt des Interviews¹¹ war sie 72 Jahre alt, machte einen sehr rüstigen und vielseitig interessierten Eindruck, und zeigte ein besonderes Interesse an politischen Fragen. Sie war bis zu ihrer Verrentung als Sekretärin in einem Forschungsprojekt von sozialdemokratischen Historikern beschäftigt gewesen, die u.a. über den Widerstand im "Dritten Reich" forschten. Ihr Interesse am Nationalsozialismus bekundete sie bereits bei der Kontaktaufnahme zum Interview¹².

Sehen wir, wie diese Frau ihr Leben während Krieg und Nationalsozialismus präsentiert, und beginnen wir mit dem Interviewanfang. Erika Schild wurde - wie alle unsere InterviewpartnerInnen - gebeten, ihr Leben zu erzählen und sich dabei auf die Kriegszeit zu konzentrieren. Als Erzähllhilfe formulierte die Interviewerin am Ende ihrer Fragestellung den Vorschlag :

"Vielleicht könnten Sie da mal mit anfangen wo Sie das erste Mal dachten, daß es Krieg geben könnte."

Die Interviewerin grenzt deutlich ein, worum es gehen soll: um die Kriegszeit, allerdings nicht beginnend mit dem historischen Datum, sondern mit der persönlichen Erinnerung an die eigenen Kriegsahnungen und -erwartungen. Ihre Gesprächspartnerin erhält dadurch die Chance, die eigenen Relevanzen in den Mittelpunkt zu rücken, sich auf ihre eigenen Wahrnehmungen zu besinnen. Auf diese Erzählaufforderung hin begannen unsere InterviewpartnerInnen recht unterschiedlich: Ein Interviewpartner beispielsweise, geboren 1918, erzählte vom Fronttod seines Vaters im Ersten Weltkrieg, andere be-

richteten über die Machtübernahme der NSDAP im Januar 1933, wieder andere wiesen uns zurecht: "Ich muß erstmal die Vorgeschichte erzählen", um so z.B. ihre Kriegsbegeisterung oder auch ihre Befürchtungen lebensgeschichtlich zu erklären. Erika Schild beginnt ihre biographische Groß Erzählung folgendermaßen:

"Da war ich also gerade verheiratet ein Jahr und hatte ein Kind gekriegt. Die Elisabeth war zehn Monate alt und eines Morgens saß ich dann in der Küche. Das wird wohl der erste oder zweite September gewesen sein. Und da kam also durchs Radio, daß- nein äh ja daß der Krieg ausgebrochen war. Am Nachmittag zuvor - wir wohnten hier um die Ecke rum in der alten Bahnhofstraße (luftholend) - war mir aufgefallen, daß hier immerzu Flugzeuge rüberkommen. Das war stundenlang. Da dachten wir, naja was soll das bedeuten. Das is ja eigentümlich. Manöver gabs ja noch nicht. Und am nächsten Morgen kam durchs Radio, ich fütterte gerade mein Baby. Und da kam, daß wir in Polen einmarschiert waren ne, und da begann der Krieg."

Auf den ersten Blick präsentiert sich hier die Perspektive einer 'ganz normalen' jungen Frau bürgerlicher Herkunft, an Politik gar nicht oder nur wenig interessiert, die in ihrer noch ungewohnten Rolle als Hausfrau und Mutter aufgeht. Diese heile Welt wird durch den Kriegsbeginn 1939 zutiefst erschüttert: der Krieg "bricht aus" - ähnlich einem Vulkan oder einer Epidemie. Die im Deutschen gebräuchliche Ausbruchs-Metaphorik suggeriert, daß es sich beim Beginn des Krieges um ein ohne menschliches Einwirken ausgelöstes, quasi-naturhaftes Ereignis handelt, dem die Menschen ahnungs- und willenlos zum Opfer fielen.

Doch zurück zu Erika Schild, bei deren Selbstpräsentation wir uns zunächst fragen müssen, welche Funktion es für sie hat, mit dieser Form der Erzählung zu beginnen, weshalb sie damit als unpolitische Ehefrau und Mutter ins Gespräch einführt.

Auf den ersten Blick könnten wir ihren Erzählanfang für eine angemessene, 'normale' Reaktion auf die Erzählaufforderung halten; eben als Vergewärtigung jener Situation, in der unsere Interviewpartnerin zum ersten Mal mit dem Krieg in sinnlich wahrnehmbarer Form, dem Heulen der Flugzeugmotoren, konfrontiert war. Noch wissen wir nicht, ob sie auch weiter im Bild des unerwarteten Kriegseinbruchs bleibt oder etwa im Anschluß über ihre schon lange gehegten Befürchtungen, daß es zum Krieg kommen würde, berichtet. Doch darauf kommt sie auch in den folgenden Gesprächssequenzen nicht zu sprechen; vielmehr schildert sie nun die erste Kriegsphase als eine Zeit, in der der Krieg das Leben der Zivilbevölkerung

noch kaum berührte und erzählt dann hauptsächlich in der Chronologie der Ereignisse über die Bombardements, die sie erlebte, detailliert über die letzten beiden Kriegsjahre, die Kapitulation, über die Flucht der Familie aus der sowjetisch besetzten Zone in den Westen und über die Nachkriegszeit. In diese ca. 90minütige biographische Groß Erzählung sind keine zeitlichen Rückblenden in die Vorkriegszeit eingebettet.

Unsere weitergehende Vermutung ist daher, daß uns dieser Interviewanfang weit mehr mitteilt und sich in seiner zunächst so unscheinbaren Form eine zentrale - vielleicht die zentrale - biographische Gesamtsicht enthüllt, mit der Erika Schild ihrer Vergangenheit während des "Dritten Reiches" begegnet und damit ein entsprechendes Bild reproduziert. Schon in dieser ersten Sequenz beruft sie sich auf die Rolle der auf die private Sphäre zurückgezogenen Frau und Mutter, die - so können wir diesen Einstieg ins Interview interpretieren - fassungs- und ahnungslos dem Kriegsbeginn gegenüberstand. Wir können weiter von dieser Annahme, die bisher nur den Status einer Hypothese hat, deduzieren¹³, daß Erika Schild diese Selbstpräsentation der unpolitischen Frau und Mutter generell dazu benutzen wird, um sich aus der Verstrickung in die nationalsozialistische Vergangenheit zu lösen.

Zunächst stellt sich jedoch die Frage, wie wir zu einer solchen Annahme kommen, bzw. worauf die Suche nach den Regeln, die die gesamte lebensgeschichtliche Erzählung konstituieren, gründet. Wie schon oben angesprochen, gehen wir in Anlehnung an die strukturelle Hermeneutik (vgl. Oevermann et al. 1979; 1980) von einer prinzipiellen Differenz zwischen dem latenten, d.h. dem Sprechenden nicht bewußt zugänglichen, Sinn einer Äußerung und ihrer vom Sprechenden intentional beabsichtigten Bedeutung aus. Der fixierte Text enthält also jeweils **mehr** Sinn als im Akt des Sprechens 'gemeint' war. Die von uns durchgeführten hermeneutischen Fallanalysen dienen der Rekonstruktion des latenten Sinns einer erzählten Lebensgeschichte - und dies bedeutet: der Rekonstruktion der latenten biographischen Gesamtsicht mit ihren biographischen Strategien zur Konstituierung und Konsistenterhaltung dieser Sicht. Wir gehen also von einer zugrundeliegenden Struktur aus, die alle Interviewsequenzen durchzieht und zur Generierung der Aussagen bzw. Erzählungen führt. Die erzählte Lebensgeschichte ist keine zusammenhanglose, additive Aneinanderreihung von einzelnen Geschichten, sondern sie verfügt über Gestaltqualität. Die

einzelnen Sequenzen werden von einem gemeinsamen Erzeugungsschema hervorgebracht.

Bevor wir den Beginn des Interviews mit Erika Schild und unsere Hypothese einer durchgängigen biographischen Selbstpräsentation als unpolitische Hausfrau und Mutter mit anderen Erzählsegmenten kontrastieren, wollen wir zunächst unsere Rekonstruktion der erlebten Lebensgeschichte bis zum Kriegsbeginn vorstellen. Nur dadurch ist es möglich herauszufinden, - (a) inwiefern diese heutige biographische Sicht der unpolitischen Frau mit der gelebten Handlungswirklichkeit von Erika Schild in der damaligen Zeit korrespondiert und (b) inwiefern die Biographin eine Reparatur ihrer Vergangenheit durchführt und warum.

Alle Informationen und Erzählungen von Erika Schild über die Vorkriegszeit erfuhren wir erst im Nachfrageteil des Interviews. Erika Schild wurde 1915, im zweiten Kriegsjahr des Ersten Weltkrieges als sechstes Kind einer Arbeiterfamilie geboren. Ihre Mutter schildert Erika Schild als gläubige Christin, ihren Vater, von Beruf Maurer, als aktiven Sozialdemokraten und Freidenker - eine Konstellation, die oft zu Streitigkeiten zwischen den Eltern geführt habe. Die ökonomische Situation der Familie war bescheiden, das Geld reichte gerade zum Nötigsten.

Durch die Förderung ihres Lehrers - wie ihr Vater ein aktiver Sozialdemokrat, der später selbst mehrfach inhaftiert und im Konzentrationslager war - und durch dessen Vermittlung erhielt Erika Schild ein Stipendium für den Besuch des Gymnasiums. Mit dem Wechsel zum Gymnasium - etwa ab 1925 - fand die Zehnjährige Zutritt zu einer Welt, die sich von ihrem Herkunftsmilieu deutlich unterschied: Das Gymnasium besuchten vorwiegend Kinder aus wohlhabenden Familien. Ihr Herkunftsmilieu wird in dieser Umgebung zu einer Quelle von Konflikten: Als sie z.B. am 1. Mai, dem Kampftag der Arbeiterklasse, auf Wunsch ihres Vaters nicht am Unterricht teilnahm, bekam sie die mißbilligenden Reaktionen ihrer Lehrer zu spüren.

Erika Schild litt unter den ärmlichen ökonomischen Verhältnissen ihres Elternhauses. Eine ihr zugedachte Schulbuchspende empfand sie beispielsweise als "entsetzlich"; sie entwickelte Schamgefühle. Hier deutet sich ein strukturelles Moment von Erika Schilds Biographie an: Die Spannung zwischen den beiden Milieus führte zu zunehmender emotionaler Entfernung vom Herkunftsmilieu.

Der Tod der Mutter bereitete ihrer Gymnasiallaufbahn ein Ende. Nach dem Bestehen der sogenannten Mittleren Reife wechselte Erika Schild zur Höheren Handelsschule. Über die Frage ihrer beruflichen Zukunft oder ihrer Zukunft überhaupt scheint es zu Auseinandersetzungen mit dem Vater gekommen zu sein: Sein Wunsch war, daß Erika in die SPD eintreten und als Arbeiterin zum Unterhalt der Familie beitragen sollte. Der Vater hatte also für Erika einen Lebensweg vor Augen, der ganz in der proletarischen Tradition der Familie stand. Doch "das alles" lehnte sie ab, es "genierte" sie. In dem Affekt, der in dieser Erzählung spürbar wird, liegt weit mehr als die rationale Ablehnung einer als unangemessen erachteten Berufsvorstellung. Die Heftigkeit dieses Gefühls noch nach mehreren Jahrzehnten überrascht. Es dürften die verinnerlichten Werte des bürgerlichen Milieus sein, personifiziert in der Gruppe ihrer ehemaligen Klassenkameradinnen, vor denen sie angesichts der väterlichen Forderungen Scham empfand.

Erika Schild konnte sich durchsetzen: Nach Abschluß der Höheren Handelsschule arbeitete sie als "Hilfe" in einer Konditorei - ein "sehr feines jüdisches" Geschäft, wie sie wiederholt betont. Ihre Orientierung am Sozialstatus findet ihren Niederschlag auch in der Wahrnehmung des SA-Terrors gegen die jüdische Geschäftsinhaberin:

"Löwenstein hießen die, aus einer sehr feinen alten jüdischen Familie. Ein Bruder war als Offizier im Ersten Weltkrieg gefallen. Die warn also wirklich seit Jahrhunderten hier ansässig. Und da kamen SS nee SA-Leute und bumsten so gegen die Tür. Ich mache auf und rums warn die im Laden drin. Beschimpften sie da mit irgendwelchen Huren, Sauen sowas nich. Ich ging raus. Ich hatte dann eigentlich immer Mut, muß ich sagen, wenn ich das heute überlege. Ging raus und sagte: ´schämt ihr euch nicht, die hat genauso ihren Bruder im Krieg verloren wie die anderen´. Und die drückten mich einfach an die Seite"

Bei den Ereignissen, von denen hier die Rede ist, handelt es sich offenbar um den reichsweit von der NSDAP inszenierten Boykott aller jüdischen Geschäfte, Rechtsanwälte und Ärzte im April 1933. Erika Schilds Empörung rührte vor allem daher, daß die Inhaberin der Konditorei einer "sehr feinen alten jüdischen Familie" angehörte, die schon seit Jahrhunderten ortsansässig war. Während sie sich über die Terrorakte der SA entrüstet, erwähnt sie fast nur beiläufig, daß die Inhaberin der Konditorei nur wenige Monate später - vermutlich infolge des sich verschärfenden antisemitischen Klimas - geschlossen habe.

Erika Schild war nun erwerbslos und mußte sich eine neue Stelle suchen. Sie fand eine Beschäftigung als Hausmädchen in einer "sehr feinen" Familie, wie sie wiederum hervorhebt.

Zwei Jahre später, 1936, wechselte die mittlerweile 21jährige als Büroanfängerin in einen großen technischen Betrieb, bei dem sie bis zu ihrer Heirat beschäftigt blieb. Bis auf wenige berufsbiographische Stationen arbeitet die Biographin die Zeit zwischen 1933 und 1938 im Interview erzählerisch kaum weiter aus. Diese erzählerische Lücke könnte auf den scheinbaren 'Stillstand' in Frau Schilds Biographie zurückzuführen sein: In diesen Jahren 'jobbte' sie zunächst als ungelernte Aushilfe in einer Konditorei, dann als Haushaltshilfe, schließlich als Bürokraft.

Im August 1937 heiratete Erika Schild, sie war 21 Jahre alt. Ihr Mann, Egon Schild, gut-situiert und zehn Jahre älter, bekleidete einen wichtigen Posten in der Speditionsbranche. Mit dieser Heirat gelang ihr der Aufstieg auf der Leiter gesellschaftlicher Statuszuweisung. Sie gab ihren Beruf auf und war bis in die späten 50er Jahre nicht mehr berufstätig. Ende 1938 kam ihre älteste Tochter, Elisabeth, zur Welt.

Egon Schild hatte im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit mit der staatlich forcierten Emigration der jüdischen Bevölkerung zu tun, die im Jahr 1938 von der NSDAP noch massiver als bisher vorangetrieben wurde. Genauere Details über die Tätigkeit ihres Mannes, in wessen Auftrag er handelte und welche Aufgaben er konkret zu erfüllen hatte, erfahren wir jedoch nicht. Es ist anzunehmen, daß Egon Schild in die Arierisierung jüdischen Besitzes, d.h. in die Beschlagnahme und den Zwangsverkauf jüdischen Vermögens an "Arier" verwickelt war. Bei diesen Geschäften machten ja nicht nur Staat und Partei erhebliche Gewinne, sondern auch diverse Unternehmen. Erika Schild konzentriert sich in ihrer Erzählung jedoch darauf, daß es sich vor allem um "reiche Juden" gehandelt habe:

"Und diese Juden, des warn alles sehr reiche, Meyer und große Kaufhäuser und Grünwald und Salomon und Löwenberg und so. Und mein Mann sollte damals, diese Juden, äh, exportiern"

Diese Geschäfte waren ihrem Mann jedoch unangenehm; er delegierte sie daher an einen Freund. Liest man Erika Schilds Beschreibung, so fragt man sich, auf welcher Seite ihre Sympathie lag - auf der des lebenspraktisch beschlagenen Freundes oder auf der Seite ihres Mannes, in dem sie eher einen "Künstler" sieht:

"Und mein Mann war ja Spediteur. Und das wollte er nicht. Er sagte: 'das kann ich nicht. Ich kann den Leuten nicht diese Sachen da wegnehmen oder?' Wollte er nicht. Und dieser Otto ... der war Feuer und Flamme dafür. Der hat so ein Fingerspitzengefühl dafür gehabt. Und so ein Geruch was lukrativ war. Mein Mann überhaupt nicht. Mein Mann war eher ein Künstler ... und sagt: 'das kann ich nicht'. Und Otto sagte: 'dann mach ich das'. Mein Mann hat ihn dann angelernt und ihm das beigebracht, also die Berechnung und das Verpacken."

Wir bewegen uns mit dieser Passage - wie bereits bei ihren Erzählungen über die jüdische Geschäftsinhaberin - im thematischen Feld der Verfolgung und späteren Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Bei allen Erzählungen zu diesem Thema, die meist durch Nachfragen der Interviewerinnen initiiert werden, vermeidet Erika Schild eine Auseinandersetzung mit der NS-Verfolgungspolitik; sie entzieht sich der Übernahme der Perspektive der verfolgten Menschen oder gar einem Weiterdenken über ihr Schicksal in den Konzentrations- und Vernichtungslagern. Die Schilderung der Tätigkeit ihres Mannes in der oben zitierten Sequenz beispielsweise, die ja auch eine Reflexion der NS-Verfolgungspolitik auslösen könnte, ist vielmehr eingebettet in den Rahmen eines Entlastungsarguments: Erika Schild will darauf hinweisen, daß der jüdischen Bevölkerung Auswanderungsmöglichkeiten offenstanden. Das mit der erzwungenen Emigration und dem Verlust der Heimat verbundene Leid der aus Deutschland vertriebenen Jüdinnen und Juden kann Erika Schild weder kognitiv noch emotional an sich herankommen lassen. Daß sie eine Perspektivenübernahme abwehrt und sich zugleich weiter in einem antisemitischen Bezugsrahmen bewegt, wird in der Interviewsequenz deutlich, in der sie die Tätigkeit des Freundes ihres Mannes abschließend evaluiert:

"Und dann ist er (der Freund) dabei so reich geworden, denn die Juden die freuten sich ja, wenn sie mit dem Leben davongingen und das mitnehmen konnten was ihnen am wichtigsten war, an Schmuck oder Geld oder was. ...Und dann haben die den Otto oft reich beschenkt. Des waren also Juden die, wenn sie nicht Juden gewesen wären, dann würden wir sagen aus ersten Familien stammen."

Die sich hier manifestierende Wahrnehmungsabwehr zeigt sich auch in all den anderen in diesem thematischen Feld sich bewegenden Schilderungen - einerlei, ob es sich um ihre Erzählungen über die Reichspogromnacht 1938 oder um eine Israel-Reise in der jüngeren Vergangenheit handelt. Auf die Frage der Interviewerin, ob sie das Schicksal ihrer ehemaligen Arbeitgeberin weiter verfolgt habe, antwortet sie beispielsweise: "Ja, ich glaube, die sind

noch rechtzeitig rausgekommen." Sie bedient sich hier eines kollektiv geteilten Beruhigungs- und Entlastungsarguments, das nicht nur den Gedanken an den möglichen Tod jener Jüdinnen und Juden erlaubt, die man selbst konnte, sondern auch suggeriert, daß diese plötzlich und ohne daß man es wahrgenommen hätte, 'verschwunden sind'. Frank Stern (1991:209) fragt anhand seiner Interviewanalysen, "ob Interviewte nicht oft mehr von der Art und Weise dieses 'Verschwindens' gewußt haben". In einer anderen Textpassage schimmert ein wenig von diesem 'Mehr' an Wissen bei Frau Schild durch:

"Was aus dieser Frau geworden ist, weiß ich nicht. Aber sie sind alle ins KZ gekommen, das weiß ich wohl. Aber wie sie überlebt hat, oder ob überhaupt, weiß ich nich."

Soweit zu Erika Schilds lebensgeschichtlichen Erfahrungen bis zum Kriegsbeginn im September 1939 und deren heutiger Präsentation. Vor diesem Hintergrund wollen wir uns erneut dem Interviewanfang, ihrer Darstellung des Kriegsbegins und unserer Hypothese zuwenden, daß diese Selbstpräsentation die Funktion hat, sich aus den Verstrickungen in die nationalsozialistische Vergangenheit zu lösen.

Fassen wir zunächst zusammen: Erika Schild ist in einem politisierten Milieu - ihr Vater und ebenso der idealisierte Lehrer blieben auch während des NS-Regimes ihrer SPD-Gesinnung treu - aufgewachsen. Als junge Erwachsene war sie Zeugin des gegen ihre Arbeitgeberin gerichteten SA-Terrors und erlebte später aus unmittelbarer Nähe die Entrechtung und Enteignung der jüdischen BürgerInnen und ihre erzwungene Emigration.

Mit diesem Wissen können wir nur schwerlich noch annehmen, daß Erika Schild sich bis 1939 gar keine Gedanken über einen möglichen Kriegsbeginn gemacht hat bzw. in Übereinstimmung mit der NS-Propaganda naiv die kriegsvorbereitende und -treiberische Politik des NS-Regimes geleugnet hat.

Erika Schild versucht jedoch, eine politische Sozialisation im sozialdemokratischen Elternhaus zu leugnen, wie u.a. ihre schnelle Antwort auf die Frage, inwiefern sie glaubt, davon beeinflusst worden zu sein, deutlich macht:

"Ja ich war ja damals ganz uninteressiert an Politik. Ich war verliebt und verlobt und verheiratet und damit war mein Horizont **total** erschöpft."

Überraschend ist, daß sie sich in ihrer Antwort ausschließlich auf die Zeit als junge Erwachsene bezieht und auf die Herkunftsfamilie (nach der ei-

gentlich gefragt war) gar nicht eingeht. Diese Globalevaluation ist dagegen konsistent mit dem Interviewbeginn: Mit der Konzentration auf die Lebensphase als junge Erwachsene gelingt es ihr einerseits, die Sozialisation im Elternhaus wie auch ihre Abwendung vom Vater zu leugnen, und andererseits, sich überhaupt einem Nachdenken über die Politik des Nationalsozialismus zu entziehen. Die Wahl des Einstiegs ihre Erzählung - "Ausbruch" des Krieges im September 1939, ermöglicht es ihr, Vorahnungen und Warnungen bzw. generell die gesamte 'belastende' Vorkriegszeit und ihre Berührung mit der NS-Verfolgungspolitik zunächst aus ihrer biographischen Erzählung auszublenden. Statt dessen konzentriert sie sich auf die leidvollen Kriegs- und Nachkriegsjahre, die sie als Mutter von zwei Kindern aktiv und erfolgreich meisterte.

Ihr Mann wurde wegen seiner Beschäftigung in einem kriegswichtigen Unternehmen unabhkömmlich gestellt, wurde also nicht zur Front eingezogen, und stieg 1941 zum Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens in Hamburg auf, wohin Erika Schild ihm bald folgte. 1942 brachte sie ihr zweites Kind, einen Sohn, zur Welt. Er wurde mit einem Klumpfuß geboren. Die Körperbehinderung ihres Sohnes dürfte für sie angesichts der nationalsozialistischen Vererbungslehre und Euthanasiepolitik sehr schmerzhaft, aber auch bedrohlich gewesen sein; sie rechnete damals jedenfalls mit einer später zu erfolgende Sterilisation ihres Sohnes. Darüber hinaus bedeutete die Behinderung des Sohnes, daß er besonderer Pflege und Fürsorge bedurfte.

In Hamburg erlebte Erika Schild mit ihrer Familie 1943 die alliierten Luftangriffe, die zur Zerstörung großer Teile der Hansestadt führten. Die Familie wurde ausgebombt, verlor die Wohnung und ihren gesamten Besitz. Nur mit dem Notwendigsten ausgestattet, verließ sie die Stadt wenig später, um nach mehrtägiger umwegreicher Eisenbahnfahrt bei den Eltern ihres Mannes in Weimar Unterschlupf zu finden.

Vom Kriegsende erfuhr Erika Schild in einer Kleinstadt in der Nähe von Dessau, wohin ihr Mann 1944 aus beruflichen Gründen versetzt worden war; hier erlebte sie auch das Kriegsende.

Betrachten wir die Erzählung über das Kriegsende etwas genauer, da sie uns weiteren Einblick in die biographische Gesamtsicht Erika Schilds gibt:

Von einem Fenster ihrer Wohnung aus konnte sie beobachten, wie sowjetische Soldaten auf amerikanische trafen; sie "umarmten sich und küßten

sich und das war ein ganz großes Hallo und ich stand so verborgen hinter dem Fenster.

An ihre Gefühle während dieser Szene erinnert sie sich an späterer Stelle:

"Ich stand so hinter der Gardine und hab das gesehn. **Das** war ein bitteres Gefühl, denn wir waren ja geschlagen. Das weiß ich noch, daß ich da so richtig so- **ganz** bitteres Gefühl haben, daß wir äh äh unterlegen warn, daß wir ja das Opfer warn."

Und:

"Eigentlich nur Mutter und Ehefrau. War politisch damals gar nicht interessiert nicht, gar nicht. Aber das hat doch sehr getroffen. Und da merkt man eben doch, daß man Deutsche war und daß das alles en Jammer und alles umsonst gewesen war."

"Eigentlich" nur "Hausfrau und Mutter" und am politischen Geschehen "gar nicht interessiert", wie sie beteuert, hätte das Ende des Krieges, so könnte man annehmen, für sie Erleichterung bedeuten können. Doch in ihrer Beschreibung überwiegt die Enttäuschung: Sie stilisiert die Deutschen und damit auch sich selbst ("wir") zu "Opfern". Diese Formulierung ist überraschend, da mit der Niederlage eher der Status des Verlierers verbunden ist. Erika Schild reiht sich mit dieser Formulierung in das "Kollektiv der Opfer" ein und stellt damit die im NS nicht-verfolgten Deutschen implizit mit den Verfolgten gleich. Zugleich macht sie die Siegermächte implizit zu 'Tätern' - als Komplementärbegriff zu dem des 'Opfers' - und verkehrt Agens und Patiens dieses Krieges. In dieser Selbstbeschreibung als "Opfer" scheint die Kränkung durch, die mit dem Zusammenbruch des eigenen - mehr oder weniger eingestandenen - Glaubens an das Ideal der Herrenrasse einherging. Zum 'Opfer' der Siegermächte - so ließe sich in Anlehnung an die These von Alexander und Margarete Mitscherlich (1967) von der 'Unfähigkeit zu trauern' formulieren - wird Erika Schild, weil diese das übersteigerte kollektive Selbstwertgefühl der Deutschen in sich zusammenbrechen ließen. Doch machen die Textpassagen noch mehr deutlich: Durch den Krieg wurde eine nationale 'Leidensgemeinschaft' konstituiert, zu der sich auch Erika Schild bekennen kann. Sie merkte "eben doch, daß man Deutsche war". Der Krieg wird in dieser Deutung 'nationalisiert', der nationalsozialistische Eroberungs- und Vernichtungsfeldzug damit aus seinen politischen Bezügen - den nationalsozialistischen Kriegszielen wie Eroberung neuen Lebensraums und Beweis der rassistischen Überlegenheit des deutschen Volkes - gelöst und von

seinen verbrecherischen Anteilen befreit. Der Zweite Weltkrieg wandelt sich auf diese Weise zu einem Krieg 'wie jeder andere'. Damit wird die Identifikation mit diesem Krieg ermöglicht, die Enttäuschung über die deutsche Niederlage öffentlich aussprechbar, ohne gleichzeitig der Identifikation mit dem nationalsozialistischen Vernichtungsregime bezichtigt zu werden. Diese Strategie der Entpolitisierung des Krieges, der Darstellung als eines Krieges 'wie jeder andere', teilt Erika Schild mit fast allen unseren Befragten. Auf diese Weise wird die Schuld Deutschlands am Kriegsbeginn dethematisiert, wenn nicht gar bestritten. Mit der Konkretisierung dieser Entpolitisierung im 'Mythos des unpolitischen Soldaten' gelingt es den ehemaligen Wehrmachtsangehörigen, sich selbst und anderen zu vergewissern, daß sie trotz ihrer soldatischen Vergangenheit nicht in den Nationalsozialismus verstrickt waren bzw. sind.

Dieser von vielen ehemaligen Wehrmachtssoldaten angewandten expliziten Entpolitisierung bedarf Erika Schild als Frau, die nicht zum Kriegs- oder Kriegshilfsdienst eingezogen war und auch sonst in keiner Weise aktiv die nationalsozialistische Kriegspolitik unterstützt hat, nicht. Im Unterschied zu Männern, die sich bemühen müssen, ihr Soldatsein von nationalsozialistischen Anteilen zu säubern, den Soldat vom Nazi-Soldaten also zu trennen, wird das Frausein weniger in diesen Referenzrahmen gestellt. Während der ehemalige Soldat einerseits die Verbindung seines Einsatzes mit der NS-Politik damals bereits erlebte und ihm andererseits heutzutage ihm diese Verbindung sozial auch auferlegt wird, besteht für Frauen, die sich nicht explizit als Nazi-Frauen profilierten, diese von außen auferlegte Disjunktion zwischen der Rolle als Frau und der als Nazi-Frau nicht. Sie muß sich nicht fragen, welchem System sie als Ehefrau und Mutter aktiv gedient hat.

Als der Zweite Weltkrieg begann, war Erika Schild gerade verheiratet, hatte den Sprung in die bürgerliche Welt geschafft, und ihr Leben hätte sich konsolidieren sollen. Der Krieg griff dann nachhaltig in ihr Leben ein: Zwar wurde ihr Mann nicht zur Wehrmacht eingezogen, sie wurde also nicht - wie viele andere Frauen - zur alleinigen Familienversorgerin und mußte nicht ständig mit seinem Tod "für Führer, Volk und Vaterland" an der Front rechnen. Aber die Familie wurde ausgebombt und mußte mit der ständigen Lebensbedrohung leben. Als Mutter zweier Kinder, von denen eines behindert war und ihrer besonderen Fürsorge bedurfte, wurde Erika Schilds gesamte Kraft von der Aufrechterhaltung der Alltagsroutinen absorbiert. Die

Verengung ihrer Perspektive auf die der unpolitischen Hausfrau und Mutter hat also ihre Entsprechung in ihrer damaligen Lebensführung. Die heutige Betonung jedoch, eine unpolitische Hausfrau und Mutter gewesen zu sein, und der Versuch, die weniger leicht zu entpolitisierende Vorkriegszeit bei der biographischen Selbstpräsentation zu meiden, dient dem Versuch, sich der Verstrickung in die Politik zu entziehen und sich selbst zu beruhigen. So lokalisiert sie ihr "politisches Erwachen" in der Zeit nach 1945, einer Zeit, die sie nicht beunruhigt. Wer unpolitisch war, so könnte man das implizit angesprochene Entlastungsargument paraphrasieren, trägt für die Zeit des Nationalsozialismus keine Verantwortung.

Um zu unserer Ausgangshypothese zurückzukommen: Der Einstieg ins Interview, die Erzählung über den "Ausbruch des Krieges", und die thematische Aufschichtung ihrer Eingangserzählung mit ihrer Konzentration auf die Kriegs- und Nachkriegszeit, gefährden diese biographische Gesamtsicht der unpolitischen Frau denn auch nicht. Es stellt hier sich allerdings die Frage, ob die von den Forscherinnen gewählte Erzählaufforderung, die die Ausblendung der Vorkriegszeit schließlich ermöglichte, nicht auch Ausdruck einer latenten Normalisierungstendenz der Interviewerinnen ist. Ebenso hätten wir unsere Befragten darum bitten können, ihre Lebensgeschichte konzentriert auf das "Dritte Reich" zu erzählen, zumal dies auch eher unseren methodologischen Grundprämissen der 'Offenheit des Instruments' und der 'Orientierung am Relevanzsystem der Befragten' entsprochen hätte. Mit einem offeneren Erzählstimulus hätten wir zudem die Chance gehabt, zu rekonstruieren, wie unsere GesprächspartnerInnen das Thema 'Krieg' in ihre biographischen Selbstpräsentationen einbetten. Wenn wir SozialforscherInnen uns jedoch auf die Kriegsjahre konzentrieren, fokussieren wir dagegen eine historische wie biographische Phase, in der die nicht-verfolgte deutsche Bevölkerung zunehmend unter den sich immer schwieriger gestaltenden Lebensbedingungen litt - und selbst als Opfer des Kriegs gesehen werden kann bzw. sich selbst als Opfer des Krieges sieht - und in der die rassisch und politisch Verfolgten bereits aus der unmittelbaren Wahrnehmung verschwunden waren. Hätten wir also Erika Schild im zweiten Teil des Interviews nicht über ihre Erfahrungen in der Vorkriegszeit befragt, wäre unser Bild recht einseitig ausgefallen- ein Bild, das für uns als Kinder und Enkel von Frauen, die sich mit dem Nationalsozialismus arrangierten oder identifizierten, (vielleicht) weit angenehmer zu ertragen ist als jenes, das sich aus den Erzählungen über die Vorkriegszeit ergeben

könnte. Erika Schilds Kriegs- und Nachkriegserfahrungen wie auch deren heutige Präsentation, die auf das selbst erlittene Leid konzentriert ist, stehen repräsentativ für viele Frauen dieser Generation, die traumatische Bombenangriffe, Entbehrungen und Not zu erleiden hatten, dabei noch die (oftmals alleinige) Verantwortung für eine Familie trugen - und dennoch kompetent und aktiv diese Zeit meisterten. Mit solchen Müttern und Großmüttern kann man sich dann einfacher identifizieren als mit den Vätern, an deren Darstellung als 'unpolitische Soldaten', die im Unterschied zur SS nicht in die Verbrechen gegen die Menschlichkeit verstrickt gewesen wären und auch größtenteils nichts davon gewußt hätten, wir zweifeln.

Wie leben nun Frauen mit der NS-Vergangenheit, wenn ihnen die Deutungsfolie der unpolitischen Hausfrau und Mutter nicht zur Verfügung steht?

Die 1927 geborene Anneliese Heidt¹⁴ nahm während ihres freiwilligen Einsatzes als Rotkreuzschwester im letzten Kriegsjahr eine im Vergleich zu Erika Schild aktive Rolle ein, die der soldatischen Perspektive weit näher war. Außerdem war sie während des Krieges Führerin bei den Jungmädeln (JM), der NS-Jugendorganisation für die 10-14jährigen Mädchen.

Anneliese Heidt wurde als Tochter eines Berufsoffiziers geboren, der bereits im Ersten Weltkrieg aktiv gedient hatte. Ihre Mutter war als Rotkreuzschwester in Rußland - noch zur Zeit der Zaren-Herrschaft - im Einsatz gewesen. Im Januar 1933, nur wenige Tage vor der Machtübernahme durch die NSDAP, starb die Mutter; Anneliese Heidt war gerade sechs Jahre alt. Vier Jahre später heiratete ihr Vater erneut.

Auf die Aufforderung, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, sich auf die Kriegsjahre zu konzentrieren und vielleicht mit ihren Kriegsahnungen zu beginnen, reagiert sie zunächst mit einer Erzählung über die ersten Kriegsmonate, den hysterischen Ausbruch der (Stief-)Mutter bei Kriegsbeginn, die ersten Fliegeralarme und die Verdunkelung. Es folgt eine Erzählung über ihre Zeit bei den Jungmädeln, denen sie im Jahr 1937 beigetreten war. Nach etwa zehnminütiger Dauer der Eingangserzählung wendet sie sich dann an die Interviewerinnen mit der Frage:

"Soll ich jetzt erst noch bei diesen-, NS-Entwicklung bleiben? Oder soll ich jetzt chronologisch auf den Krieg jetzt weiter erstmal eingehen?"

Auf die Antwort der Interviewerin hin, dies bleibe ihr überlassen, entscheidet sie sich:

"Naja vielleicht machen wer jetzt erstmal den bißchen Kriegserlebnisse dazwischen."

Die hier manifest werdende Disjunktion der Themen 'NS-Entwicklung' und 'Krieg' durchzieht das gesamte Interview. Obwohl historisch - und bei Anneliese Heidt lebensgeschichtlich - eng verwoben, stellt sie die beide Themenbereiche nicht in einen Zusammenhang. Vielmehr vermeidet sie gerade die bei einer chronologischen Erzählung schon allein temporal gegebene Verknüpfung ihrer Karriere bei den Jungmädeln mit den Kriegserlebnissen, die nach ihrer Auffassung davon unabhängig sind. Sie spannt heute in ihrer biographischen Selbstpräsentation zwei gleichzeitig verlaufende Erlebnisstränge als getrennte Themenstränge auf. Mit dieser Gestaltung zweier parallel verlaufender Themenstränge, die bei erzählten Lebensgeschichten nicht gerade häufig vorkommt¹⁵, sucht Anneliese Heidt die Berührung zwischen den beiden Themen 'Krieg' und 'Nationalsozialismus' weitgehend auszuschließen.

Betrachten wir den Kontext der Themenaushandlung genauer, dann fällt weiter auf, daß ihr die Erzählung über die JM-Zeit, die bis in die Kriegsjahre hineinreicht, vorausgeht. Die Biographin entscheidet, die Erzählung zunächst auf die Kriegserlebnisse zu konzentrieren. Hier stellt sich uns als Interpretinnen die Frage, ob es Erlebnisse aus ihrer JM-Zeit gibt, die sie belasten und die sie deshalb nicht thematisieren möchte, ob es vielleicht sogar ihre persönliche "NS-Entwicklung" ist - die Entwicklung über das einfache JM-Mitglied hinaus -, die sie damit (vorerst) an den unthematischen Rand drängt. Zunächst können wir an dieser Stelle folgende Hypothesen formulieren: Die Trennung der beiden Themen 'Krieg' und 'NS-Entwicklung' ist eine Möglichkeit, um (a) nicht den Krieg oder (b) nicht das gesamte Leben im sogenannten Dritten Reich im Referenzrahmen des Nationalsozialismus zu sehen oder (c) ihre persönliche 'NS-Entwicklung' nicht zu thematisieren.

Kommen wir zunächst zu Anneliese Heidts 'Kriegsbiographie':

Wie schon erwähnt, stammt sie aus einer Offiziersfamilie. Diese Auskunft sagt nicht nur etwas über den Beruf ihres Vaters, sondern konturiert zugleich ein bestimmtes Herkunftsmilieu: Ein deutsch-nationales, konservatives Milieu, in dem Pflichterfüllung und Staatsloyalität zu den Grundwerten zählten. Der 'berufsförmige' Umgang mit militärischen Fragen und Themen gehörte also schon früh zum Sinnhorizont ihrer Erfahrung. Das Sozialisationsmilieu ihres Elternhauses charakterisiert Anneliese Heidt als

durch 'soldatische' Werte wie Pflichterfüllung und Befehlsgehorsam geprägt und zugleich auch als unpolitisch - über Tagespolitik sei nicht gesprochen worden. Dies wird auch in ihrer Antwort auf die Frage, wie ihr Vater auf die Nachricht vom Beginn des Krieges umgegangen sei, deutlich:

"Nun Gott mein Vater war Soldat. Und der hat den Ersten Weltkrieg mitgemacht. Er mußte ja wohl damit rechnen als Soldat, daß es mal Krieg gibt. Ich weiß es nicht. Er hat noch nie: irgendwie also da eine besondere Äußerung gemacht. Er hat das als ziemlich - naja, gut, es is eben und wir müssen eben das Beste draus machen, auch unsern Teil dazu beitragen, unsere Pflicht erfüllen. Der alte preußische Grundsatz: Seine Pflicht tun, war bei uns sehr groß geschrieben."

An dieser Haltung des Vater wird Anneliese Heidt sich auch als Kind orientiert haben. Sie beschreibt ihr eigenes Reagieren auf die Kriegsnachricht:

"Also bei Ausbruch des Krieges war ich zwölf Jahre alt. Und an und für sich, daß es Krieg *geben* würde, hat man selber als Kind gar nicht so empfunden. Ich jedenfalls nicht. Und ich wüßte auch nicht in meiner engen Umgebung. ... Als es dann losging mit dem Krieg, neununddreißig im August, da kann ich mich entsinnen daß meine Mutter fast hysterisch reagierte darauf, und sagte: 'jetzt is vorbei mit allem. Jetzt gehn wir unter.' "

Anneliese Heidt versetzt sich zurück in die Perspektive des 12jährigen Kindes, für das die politischen Hintergründe des Geschehens nicht transparent waren. Die Erzählerin kann sich hier dem Strom des Nacherlebens überlassen, ohne sich aus der Gegenwartsperspektive der durch die historischen Entwicklungen Belehrt von davon distanzieren zu müssen. Wie wir noch sehen werden, ist es gerade das Thema 'Krieg', das ihr im Unterschied zum Thema 'Nationalsozialismus' keine Distanz abfordert. Die im zitierten Interviewausschnitt beschriebene angstvolle Reaktion der (Stief-) Mutter empfand sie als "hysterisch", also als eine unangemessene Übertreibung - und sie fühlte sich in dieser Einschätzung offenbar einig mit den anderen Familienmitgliedern bzw. mit dem Vater, denn sie setzt ihre Erzählung fort:

"Aber **wir** (Hervorhebung durch Autorinnen) ham das alles - ich jedenfalls auch - hauptsächlich als etwas hysterischen Ausbruch angesehen. Und gar nich-. Das nun eigentlich hat mich weiter nich berührt. Ich fand das peinlich ja"

Bei der Zwölfjährigen überwogen Gefühle der Scham ("peinlich") angesichts der Angst der (Stief-)Mutter, die in der Orientierung an der berufsförmigen Haltung des Vaters ihren Ursprung haben dürften.

Die ersten Kriegsjahre erlebte sie in Bremen; Bombenangriffe gehörten zunächst noch nicht zum Alltag der Zivilbevölkerung, vielmehr waren Krieg und Alarm für die Schülerin eine willkommene Abwechslung. Am ehesten machte sich der Krieg durch bürokratische Eingriffe wie das Verdunkelungsgebot und das Einrichten von Luftschutzräumen bemerkbar.

Besonders seit 1942 jedoch nahmen die alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte allmählich bedrohlich Ausmaße an. Ein erster großer Bombenangriff wurde für die Schülerin zum Schlüsselerlebnis: Ohne elterliche Erlaubnis streifte die Heranwachsende nach dem Angriff durch die Straßen - ein Erkundungsgang, der sie offenbar das Grauen und die gesamte Bedrohung, die von den Bombenangriffen ausgingen, erfahren ließ. Diese Erlebnisse hätten ihr, so erinnert sich Anneliese Heidt heute, einen Schock versetzt, so daß ihre Eltern sich veranlaßt gesehen hätten, sie für mehrere Monate zur Erholung zu Verwandten zu schicken. Die Schilderung der Bombenangriffe und der mit ihnen verbundenen Emotionen nehmen in diesem Interview einen auffallend breiten Raum ein. Wir interpretieren dies als Ausdruck des für die Heranwachsende damals alles beherrschenden Gefühls der Todesangst. Anneliese Heidt beschreibt eindrucksvoll und detailliert die sich etablierenden Routinen im Umgang mit dieser lebensbedrohlichen Situation: wie sie bei Alarm ihr Luftschutzgepäck "schnappte" und versuchte, so schnell wie möglich den Bunker zu erreichen. Sie konzentrierte sich in dieser Zeit völlig auf das Überleben:

"Ich war viel zu sehr in diesem aktuellen Geschehen drin, daß ich an weiter gar nichts dachte. Ich dachte bloß ans Leben-Bleiben, und es war mir eigentlich auch ganz egal, wie der Krieg zu Ende ging, es kam nur drauf an, daß man überlebte. Das war also das Hauptziel in dieser Zeit." (6/47)

Bevor wir auf die Lebensphase als Rotkreuzschwester, die für sie zum thematischen Feld der Kriegserlebnisse gehört, näher eingehen, wollen wir diejenigen Erlebnisse und ihre heutige Darstellung diskutieren, die für unsere Gesprächspartnerin in das thematische Feld 'NS-Entwicklung' eingebettet sind.

Textstrukturell ist auffällig, daß wir in den Interviewpassagen, in denen es um die "NS-Entwicklung" geht, weit mehr Argumentationen als in anderen Passagen des Interviews finden, die stärker vom erzählenden und beschreibenden Darstellungsmodus geprägt sind. In Anlehnung an die Erzähltheorie (vgl. Schütze 1976; 1977) gehen wir davon, daß die 'Wahl' der

Textsorte - also ob die AutobiographInnen erzählen, beschreiben oder argumentieren - nicht beliebig ist. Während Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen näher am damaligen Geschehen sind, die ErzählerInnen sich damit auch dem Strom des Nacherlebens aussetzen, dienen Argumentationen eher zur Präsentation der heutigen Perspektive und haben vielfach legitimierende Funktion.

Daß das Vorherrschen des argumentierenden Darstellungsmodus bei Anneliese Heidt der Rechtfertigung dient und nicht etwa Ausdruck der "Durcharbeitung" - im psychoanalytischen Sinne - ihrer damaligen Erfahrungen ist, wird im Laufe des Interviews offenbar. Im Unterschied zu ihrem Kriegserleben ist für sie ihre Mitarbeit in der nationalsozialistischen Jugendorganisation ab dem 14. Lebensjahr derart belastend, daß sie darüber kaum klar und widerspruchsfrei erzählen kann.

Offen und überschaubar berichtet sie dagegen über die ersten vier Jahre - vom 10. bis zum 14. Lebensjahr - bei den Jungmädeln. Hier kann sie auch ihre Begeisterung noch eingestehen.

Für die zehnjährige Anneliese war der Eintritt in den JM nicht nur selbstverständliche Pflichterfüllung, sondern sie konnte ihn, wie sie heute formuliert "nich abwarten":

"Jungmädelzeit also, da konnt ich nich abwarten, daß man zehn war, daß ich dahinkam. Ich hab gedrängelt und gedrängelt, daß man nun die Uniform krichte und, ... , das war also sehr sehr schön."

Der JM bot ihr die Möglichkeit, in der Gruppe der Gleichaltrigen einen Bezugspunkt außerhalb der Familie zu finden, deren Zusammenleben sie in dieser Phase aufgrund der neuerlichen Eheschließung ihres Vaters als schwierig beschreibt. Die Ungeduld, mit der sie darauf wartete, "daß man nun die Uniform krichte", erinnert unweigerlich an das väterliche Vorbild, bei dem die Uniform 'Berufskleidung' bedeutete.

Diese Jahre beim JM hat die Biographin in überwiegend positiver Erinnerung; fast schwärmerisch erzählt sie von den "tollen Sachen", die ihnen geboten worden seien: Fahrten, Ausflüge und Spiele, Sport etc.. Anneliese stieg in der JM-Hierarchie auf und wurde Führerin: "Jungmädchen da war ich auch Führerin na klar ne, war man auch ganz stolz drauf."

Mit dem 14. Lebensjahr wäre sie nun in den Bund Deutscher Mädel übernommen worden - seit Inkrafttreten des HJ-Gesetzes war dieser Beitritt obligatorisch. Von diesem Zeitpunkt an bis zu ihrem Einzug als Rotkreuzschwester - die Tätigkeit als Rotkreuzschwester stellt für Anneliese Heidt eine vom

Nationalsozialismus unabhängige Aufgabe dar - ist ihre Präsentation der Aktivitäten und Funktionen in der Hitlerjugend von Widersprüchen und Vagheiten geprägt; vieles erfahren wir erst im Nachfrageteil des Interviews.

Ihre Darstellungen erwecken den Eindruck, als sei sie von ihrem 14. Lebensjahr an, also seit 1941, nicht mehr Mitglied der Jugendorganisation gewesen. Dies gelingt ihr, indem sie ihre Ablehnung des BDM rechtfertigt, ihn im Unterschied zum JM für "zu politisch" erklärt. Zur Übernahme in den BDM - so Anneliese Heidt - sei es bei ihr nicht gekommen, da sie mit ihrer Familie gerade innerhalb ihrer Heimatstadt umgezogen sei; in dem neuen neuen Bezirk habe sie sich dann nicht mehr gemeldet.

Es ist durchaus glaubhaft, daß sie an den Aktivitäten des BDM nicht mehr teilgenommen hat. Bei genauerer Analyse des Interviews zeigt sich dann auch der eigentliche Grund: Entgegen der normalerweise anstehenden Übernahme in den BDM blieb sie im JM und stieg in seiner Führungshierarchie auf. Und eben diese 'Karriere' - die Zeit zwischen dem 14. und dem 17. Lebensjahr - versucht sie aus ihrer biographischen Selbstpräsentation auszublenden. Damit wird auch deutlich, weshalb das Thema 'Krieg' für sie unverfänglicher ist und sie sich darauf konzentriert. Allerdings stellt sich die Frage, warum sie in ihrer biographischen Rekonstruktion diese Phase nicht vollständig übergeht und einen temporalen Sprung vom Kriegsbeginn und ihren ersten traumatischen Kriegserfahrungen zur Zeit als Schwester an der Front macht. Neben der Überlegung, daß dies die Konsistenz ihrer biographischen Erzählung gefährden würde, können wir unabhängig vom Wissen darüber, was sie in dieser Zeit erlebt hat, die Hypothese formulieren, daß ihre freiwillige Meldung als Rotkreuzschwester in einem Zusammenhang mit der 'NS-Entwicklung' steht. Die erzählerische Gestaltung des biographischen Verlaufs von der JM-Führerin zur Rotkreuzschwester legt der Biographin also eine gewisse Detaillierung der Ereignisabfolgen auf, die für das Verständnis der ZuhörerInnen notwendig sind. In der Funktion als JM-Führerin begleitete Anneliese Heidt 1943, also als inzwischen 15- oder 16-jährige, Kinder in die Kinderlandverschickung (KLV), die unter der Obhut der Hitlerjugend stand:

"Da mußten wir ... mit zur Kinderlandverschickung. Da warn wir aber mittlerweile zu alt, und wir mußten als, ähm ((schnippt mit den Fingern)) Führerin mit von von der Hitlerjugend, mußten wir mit. Und mußten da eine-, jeder krichte eine Klasse, obwohl wir nun grade die unterste Gruppe warn. Ich war vierzehn."

Über ihr Alter zu diesem Zeitpunkt macht sie im Verlaufe des Interviews allerdings unterschiedliche Angaben: Zwar meint sie an dieser Stelle, sie sei 14 Jahre alt gewesen, als sie diese KLV als Führerin begleitete, erinnert sich bei einer späteren genaueren Rekonstruktion des zeitlichen Ablaufs aber, daß diese KLV im Herbst 1943 nach der deutschen Niederlage von Stalingrad stattgefunden habe. Das Produkt einer Verwechslung, so könnte man meinen. Doch hat diese 'Datenkonfusion' noch eine andere, tiefere Bedeutung: Durch ihre Erklärung, sie sei 14 - und nicht etwa 15 oder 16 - Jahre alt gewesen, entsteht der Eindruck, als hätte sie sich nach ihrer Mitgliedschaft im JM, die in der Regel bis zum 14. Lebensjahr dauerte, einem weiteren Engagement in der HJ entzogen. Ihre Identifikation mit der Hitlerjugend würde sich damit auf ein Alter beziehen, für das sie sich noch nicht selbst verantwortlich fühlt. Damit fällt es ihr zum einen leichter, sich auf die von der HJ-Generation geteilte Rechtfertigung "wir waren zu jung, um zu begreifen" (vgl. Rosenthal 1986) zu berufen, zum anderen kann sie ihre Funktion als Führerin und Verantwortliche für die jüngeren Mädchen ausblenden. Ihr ist die politische Bedeutung der Jugendorganisation heute durchaus bewußt:

"Also es war eigentlich Kinderspielerei. Aber es hatte eben doch einen ernsten Hintergrund. Und das war alles Vorbild und die Voraussetzung für eben später BDM und danach kam dann die Partei."

Mit dem Hinweis auf die "Voraussetzung für eben später BDM" stellt sie also auch ein verantwortliches Mitwirken beim JM in den Kontext von nationalsozialistischer Erziehung und Jugendpolitik. Dieser Verantwortung, die sie durchaus sieht - im Unterschied zu vielen anderen Frauen, die den JM eben als 'Kinderspielerei' abtun -, möchte sie jedoch selbst ausweichen.

Eine weitere biographische Erfahrung im Kontext ihrer NS-Sozialisation ist die Teilnahme an einem politischen Schulungslager, an dem sie mit anderen Abiturientinnen ihres Jahrgangs teilnahm. Welche Funktion diese Schulung hatte, ob sie damit vielleicht zur hauptamtlichen JM-Führerin ausgebildet werden sollte, bleibt im Interview unklar. Sie selbst erklärt dies heute mit der Absicht der NSDAP, die Abiturientinnen, die oft "schon erstmal aus Prinzip" dagegen und den NS-Führern geistig überlegen gewesen seien, etwas "an die Kandare zu nehmen", sie also zu disziplinieren oder einzuschüchtern. Am Ende dieser Zeit schließlich wurden Aufsatzthemen

vergeben, mit denen vermutlich die politische Zuverlässigkeit der Schülerinnen überprüft werden sollte:

"Jeder krichte ein Thema. Und Sie mögen es glauben oder nicht, ich hatte das Thema, sollte über die Endlösung der Judenfrage schreiben. (2 Sekunden Pause) Hatt ich *überhaupt* keine Ahnung von. Fand also, wußte überhaupt nicht, was ich da schreiben sollte. Nichts abgeben war einfach nicht möglich. Und dann hab ich da, irgendwie ich kann das ja nun wörtlich nicht mehr wiederholen, aber ich weiß wohl, daß ich da so irgendwie was angefangen hab und dann so gedreht. Und hinterher war ich den plötzlich auf einem ANDERN THEMA. Dann hab ich seitenweise geschrieben, und war natürlich nun mittlerweile das Thema *völlig verfehlt*, aber das war mit lieber als über dieses- solch ein Thema zu schreiben."

Ob damals tatsächlich ein Aufsatzthema zur 'Endlösung der Judenfrage' vergeben worden ist, oder ob das Thema, gemäß der offiziellen Sprachregelung 'Lösung der Judenfrage' lautete, können wir nicht beantworten. Bezeichnenderweise haben die beide Interviewerinnen an dieser Stelle nicht danach gefragt, ob es bei diesem Thema um Fragen einer 'politischen Lösung' (wie z.B. Umsiedlung oder Zwangsemigration) ging oder ob sogar offen über die 'physische Lösung', wie die Ermordung der Juden im Nazijargon bezeichnet wurde, diskutiert wurde. Sie folgen damit ebenfalls dem impliziten, aber darum nicht weniger wirksamen, 'Enthüllungsverbot', wirken mit an der interaktiv hergestellten, gemeinsamen Vermeidung einer Thematisierung der Nazi-Verbrechen (vgl. Bar-On 1988; Rosenthal im Druck). Da es für Anneliese Heidt nicht vorstellbar war, leere Blätter abzugeben, zog sie es vor, das Thema in ihrem Sinne umzuinterpretieren, als "über dieses solch ein Thema zu schreiben". Leider erfahren wir nicht, was das eigentlich Problematische dieses Themas für sie damals ausmachte. So bleibt unklar, ob sie aufgrund mangelnden Wissens "keine Ahnung" davon hatte, oder ob dieses Thema sie in einen moralischen Konflikt brachte.

Sie wurde jedenfalls, so erzählt sie, für ihren Aufsatz gerügt:

"Hieß es zu mir, ich sollte mich ein bißchen vorsehn, von mir wäre mehr erwartet worden. Und wenn ich nicht aufpaßte, dann also würde das auch Konsequenzen haben."

An dieser Stelle können wir fragen, ob dieses Schulungslager, in dem sie - wie Anneliese Heidt beschreibt - "fürchterlich richtig schikaniert" worden seien, vielleicht einen Bruch in ihrer "NS-Entwicklung" darstellt. Nach dem Aufenthalt in diesem Schulungslager kam sie zum Reichsarbeitsdienst; danach meldete sie sich freiwillig als Rotkreuzschwester. Ihre freiwillige

Meldung rechtfertigt sie gegenüber den Interviewerinnen mit der ohnehin drohenden Zwangsverpflichtung zum Kriegshilfsdienst bei der Flak, die ihr damals wegen der mangelhaften Ausrüstung der Flakhelferinnen und -helfer, aber auch wegen ihrer eigenen traumatischen Erinnerungen an die Luftangriffe als "fast das Schlimmste, was einem passieren konnte" erschien. Hätte sie dagegen den Weg einer hauptamtlichen JM-Führerin eingeschlagen, wäre sie in dieser Funktion und nicht als Flakhelferin verpflichtet worden. Für die Annahme eines Bruches in ihrer JM-'Karriere' spricht auch, daß sie von sich selbst sagt, "sie wäre so gerne weiter aufgestiegen inner Hierarchie", was ihr aber zu ihrem "damaligen großen Bedauern" nicht gelungen sei.

Kehren wir zurück zu unserer Annahme, daß Anneliese Heidt sich einer Auseinandersetzung mit dem Thema 'NS-Entwicklung'- und genereller: der Auseinandersetzung mit dem Thema 'Nationalsozialismus' entzieht. In diesen thematischen Kontext gehören auch die NS-Verbrechen. Zwar hatte sie dieses Thema mit ihrer Erzählung über das Schulungslager und ihren Aufsatz über die "Endlösung der Judenfrage" selbst eingeführt, doch diente es ihr hier eher zur Thematisierung ihres eigenen Umgangs mit diesem Thema als zur Thematisierung der Endlösung selbst. Betrachten wir eine spätere Textpassage, in der sie, angestoßen durch die Interviewerinnen, über ihre Vorstellungen von Konzentrationslagern während der NS-Zeit spricht:

"Zur Nazizeit muß *ich* sagen, über diese Dinge- davon hab ich wirklich nichts gewußt. Es is ja schon peinlich das zu sagen. Es sagen so viele. Aber es war *wirklich* so, wir haben-, daß es KZ gab das wußte man. Aber nich, daß es in diesem Ausmaß und auf solch eine Art."

Sehen wir uns diese Textstelle genauer an: Anneliese Heidt leugnet nicht, von der Existenz der Konzentrationslager gewußt zu haben. Wovon sie aber, wie sie beteuert, nichts wußte, waren "Art" und "Ausmaß" - wessen? Vermutlich meint Anneliese Heidt hier die systematische, durchgeplante, industrielle Ermordung von Millionen von Menschen. Sorgfältig vermeidet sie auszusprechen, um wen es vor allem ging; den millionenfachen Mord an den rassisch und politisch Verfolgten möchte sie nicht thematisieren. Statt dessen beschreibt sie ihre damaligen Vorstellungen von Konzentrationslagern, die sie für Einrichtungen ähnlich Zuchthäusern gehalten habe, vorgesehen vor allem "für Leute, die, wie es so schön hieß, unsern Soldaten in den Rücken fielen". Inhaltlich wird in dieser Aussage ihre

Identifikation mit der soldatischen Perspektive sichtbar. Als Tochter eines Berufssoldaten empfand sie Widerstand oder Kritik als feigen Dolchstoß. Zugleich wiederholt sich in der Interaktion mit den Interviewerinnen das Muster des Umgangs mit dem sie bedrängenden Thema des Holocausts - wie sie es in ihrer Erinnerung an den Schulaufsatz im Schulungslager selbst beschrieben hatte: Sie 'umschiffte' das eigentlich angesprochene Thema, interpretiert es in ein ihr genehmeres um, über das zu reden ihr nicht schwer fällt.

Wird sie heute auf die Nazi-Verbrechen angesprochen, sucht sie, diesem Thema auszuweichen. Dies ist, wie die Analyse des Interviews verdeutlichen konnte, jedoch nicht einfach Ausdruck eines nachträglichen Verschleierrungsbemühens oder gar eines mangelnden Unrechtsbewußtseins. Vielmehr nehmen wir aufgrund etlicher Interviewpassagen, auf die wir hier nicht im einzelnen eingehen können, an, daß Anneliese Heidt bereits als junges Mädchen ein hohes Maß an psychischer Energie aufwandte, um Einbrüche in ihr Weltbild und in ihr Vertrauen in die Rechtmäßigkeit des NS-Staates und des Krieges zu verleugnen. Immer wieder thematisiert sie, daß sie damals "weggesehen hat" - weggesehen, wenn sie jüdischen Menschen auf der Straße begegnete oder als die jüdische Klassenkameradin plötzlich verschwand. Anneliese Heidt quält sich regelrecht in dem Bemühen, aufrichtig zu sein und ihr 'Wissen' nicht zu verleugnen:

"Aber wie gesagt, ich glaub ich hab's, äh ich hab's, hm (3 Sekunden Pause) nee ich glaube nich sonderlich, ich **habe** also, bewußt weggesehen nicht."

Kommen wir nun zu ihrer Zeit als Rotkreuzschwester: Für Anneliese Heidt war es die Erfüllung ihres seit der Kindheit gehegten Wunsches, wie ihre leibliche Mutter Krankenschwester zu werden. Mit viel Emphase beschreibt sie, was diese neue neue Aufgabe ihr bedeutete:

"Da hab ich immer so dieses, endlich dieses Gefühl gehabt, jetzt kannst du Deinen Beitrag leisten den früher die Soldaten an der Front gemacht haben. Wir hatten immer so allgemein dieses Gefühl, die halten ihren Kopf da hin und riskiern was, uns geht es ja eigentlich noch ganz gut. Man schämte sich denen wohl ein bißchen gegenüber. Und jetzt war also die Gelegenheit gekommen, daß auch ich zeigen konnte, daß man gebraucht wurde und sich einsetzen konnte."

Für die im Milieu einer Offiziersfamilie sozialisierte Anneliese Heidt bot die Verpflichtung zur Krankenschwester die Gelegenheit, einen aktiven, der Sol-

datenrolle entsprechenden "Beitrag" - zur 'kollektiven Aufgabe Krieg', ließe sich hier sinnvoll ergänzen - zu leisten. Sie hatte vermutlich lange auf die Möglichkeit gewartet, wie die Soldaten an der Front - und insbesondere wie ihr Vater und ihr ebenfalls in der Wehrmacht 'dienender' Bruder - ihre soldatische Pflicht zu tun. An anderer Stelle im Interview spricht sie, sicherlich nicht ohne Selbstironie, davon, daß sie habe "Heldentaten vollbringen" wollen.

Erste Erfahrungen als Krankenschwester sammelte Anneliese Heidt unter äußerst schwierigen Bedingungen, denn aufgrund der näherrückenden alliierten Verbände war das eigentliche Krankenhaus schon evakuiert worden und in der Stadt existierte nur noch ein notdürftig eingerichtetes Notlazarett. Obwohl völlig unerfahren, hatte sie schwerst Verwundete zu betreuen; junge Menschen starben in ihren Armen. Doch diese psychischen und physischen Belastungen scheint sie gut bewältigt zu haben. In tranceartiger Anspannung "hat man Dinge getan, die man unter normalen Umständen wahrscheinlich nie hätte tun können". Ihre Tätigkeit als Krankenschwester hat sie sogar eher entlastet, denn im Gegensatz zu den langen, im Bunker zugebrachten Nächten war sie dem lebensbedrohlichen Kriegsalltag nun nicht mehr passiv ausgeliefert, sondern konnte ihm handelnd begegnen:

"Das ist dieses Gebrauchtwerden und wirklich auch was tun können. Und eine schwere Situation aktiv angehen oder passiv sich ergeben müssen, das ist der Unterschied."

Neben die psychische Entlastung trat das Bewußtsein, einen nützlichen Beitrag im Kollektiv derer, die ihre soldatische Pflicht erfüllten, zu leisten. Obwohl sie JM-Führerin war und sich als junges Mädchen mit dieser Rolle identifiziert hatte, sieht sie weder den Krieg noch ihren Einsatz als Rotkreuzschwester im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus. Ihren Einsatz als Krankenschwester verstand sie als "Beitrag für's Vaterland" und nicht als einen, der dem Sieg des Nationalsozialismus dienen sollte. Bei der deutschen Kapitulation geriet sie daher auch nicht in eine Orientierungskrise, sie erlebte die Kapitulation weder als einen Einbruch in ihre Handlungspraxis - das Ende der Kampfhandlungen bedeutete nur eine geringfügige Unterbrechung der Routinen ihres Alltags als Krankenschwester -, noch als einen Zusammenbruch ihres politischen Weltbildes. Die Pflege von Angehörigen anderer Nationen war für Anneliese Heidt aufgrund ihrer am

soldatischen Ehrenkodex geschulten Auffassung ihrer Aufgabe selbstverständlich. Schmerzhaft war für sie allerdings, daß einige der Soldaten den Kontakt mit ihr als Deutsche mieden, sogar ihre Pflege nicht annehmen wollten. Dieses Verhalten machte ihr klar, "was wir Deutschen jetzt eigentlich geworden sind" und löste Schuld- und Schamgefühle angesichts der von Deutschen verursachten Verbrechen aus.

Diesen Schuldgefühlen und der damit einhergehenden Frage nach der politischen Verantwortung versucht sie, die diese Verantwortung im Unterschied zu manch anderen ZeitzeugInnen auch verspürt, auszuweichen. Indem sie die Themen 'Krieg' und 'NS-Entwicklung' trennt, sucht sie sich damit ein Reservat eines gewissermaßen 'anständigen' Krieges und einer vom NS freien Entwicklung bzw. losgelösten Krankenschwesternrolle zu erhalten. Dies manifestiert sich vor allem in ihrer Auseinandersetzung mit den Nürnberger Prozessen: Anneliese Heidt läßt keinen Zweifel daran aufkommen, daß sie die Verurteilung der "Hauptkriegsverbrecher", derjenigen also, "die jetzt wirklich wie KZ oder so" für den Völkermord verantwortlich waren, für gerechtfertigt hält. Dagegen erscheint ihr die Verurteilung von ehemaligen Wehrmachtsoffizieren, die "reine militärische Sachen" zu verantworten hatten, "teilweise als entwürdigend". Dabei bleibt jedoch auch für sie wiederum ein legitimationsbedürftiger Anteil: Es sind die Verbrechen, die von der deutschen Wehrmacht im Namen der Partisanenverfolgung an der Zivilbevölkerung begangen wurden. Einerseits verurteilt sie diese "Aktionen" als Verbrechen, andererseits rechtfertigt sie sie mit der Begründung, daß "alle Partisanen, auf welcher Seite sie auch stehn, wissen, wenn sie Partisanentätigkeit machen, was auf sie zukommt". Der sich hier offenbarende moralische Konflikt - zwischen Loyalität gegenüber der soldatischen Perspektive einerseits, aus der die Ermordung wehrloser ZivilistInnen verurteilt wird, und Loyalität gegenüber der deutschen Wehrmacht andererseits - äußert sich auch in ihren Argumenten zur Rechtmäßigkeit der Nürnberger Prozesse. In der Struktur des Arguments ihren Überlegungen zur Rechtmäßigkeit der Partisanentätigkeit ähnlich, spricht sie den Alliierten deren Recht auf Verurteilung der Angeklagten ab, weil sie für "Dinge verurteilt worden sind, ... wofür man die Ankläger auch hätte verurteilen können". Zugleich erkennt sie aber die moralische Unhaltbarkeit dieser Argumentation, die den Völkermord und die Kriegsverbrechen durch den Hinweis auf andere, vermeintlich ähnliche Verbrechen zu nivellierten sucht:

"aber mhm wenn einer, ein anderer, ein Unrecht tut, setzt man sich damit ja nicht selbst ins Recht."

Vor dem Hintergrund dieses hier deutlich werdenden Konflikts können wir die von Anneliese Heidt vorgenommene Disjunktion der Themen 'NS-Entwicklung' und 'Krieg', als Ausweichen vor einem realisierten und zum Teil eingestandenen Unrecht verstehen. Vielleicht beruhte bereits ihr damaliges Melden zum Einsatz als Krankenschwester auf der Realisierung des im "Dritten Reich" verübten Unrechts und war ein Versuch, sich von ihrer NS-Entwicklung zu lösen, d.h. ein Versuch, nicht mehr als JM-Führerin tätig zu sein oder auch als Flakhelferin dem NS-Slogan 'Frauen helfen siegen' nicht zu folgen. Als Krankenschwester konnte sie dagegen an die Familientradition anschließen. Wie im Elternhaus tradiert - und darin von der Ideologie des NS-Jugendorganisation völlig abweichend - folgte Anneliese nun wieder der Deutung des Krieges als einer existentiellen Phase, mit der zu rechnen ist, und in der Frauen wie Männer ihren "Beitrag" zu leisten haben. Nach diesem Verständnis dient der Krieg nicht vorrangig zur Verfolgung spezifischer, aktueller politischer Ziele; vielmehr gehört er existentiell zum Leben dazu.

Resümee

Kontrastieren wir diese Haltung gegenüber dem Krieg mit der von Erika Schild, so lassen sich, oberflächlich betrachtet, gewisse Ähnlichkeiten ausmachen: Auch Erika Schild sieht den Krieg nicht im Sinnzusammenhang des Nationalsozialismus, auch sie reflektiert nicht die Ursachen für Kriegsbeginn und -verlauf, sondern der Krieg brach wie ein unerwartetes Naturereignis in ihr Leben ein. Diese Sicht entspringt jedoch nicht einer weltanschaulichen Haltung wie bei Anneliese Heidt, sondern ist ein Produkt ihres Selbstbildes als naive und unpolitische Frau.

Die Sicht des Krieges als Naturereignis könnte man nun als eine für Frauen typische Wahrnehmung begreifen, die mit ihrer allgemeinen Tendenz zusammenhängt, sich als Opfer von Gewalten zu verstehen, die über sie hereinbrechen. Das Beispiel von Anneliese Heidt zeigt jedoch bereits, daß ihre Haltung einer soldatischen eher entspricht. In beiden Fallanalysen dient die Sicht des Krieges als Naturereignis oder existentielle Phase und die damit einhergehende Herauslösung aus dem politischen Rahmen des Nationalsozialismus einem Bedürfnis, das diese Frauen mit den Männern teilen. Es geht darum, die eigene Verantwortung für die politischen Rahmenbedingungen, die diesen Krieg erst ermöglicht haben, zu dethe-

omatisieren; der Krieg bricht aus ohne eigene Handlungsbeteiligung und ohne politische Absicht.

Die biographische Strategie der Entpolitisierung des Krieges ebenso wie die Konzentration auf das selbst erlittene Leid - wobei das Leid der Verfolgten ausgeklammert wird - findet sich in den biographischen Erzählungen von Männern und Frauen gleichermaßen. Erika Schild benutzt ihre Rolle der auf die private Sphäre zurückgezogenen Frau und Mutter, deren Horizont sich in eben dieser Rolle beschränkte ("ich war verliebt verlobt verheiratet und krichte Kinder und damit war mein Horizont total erschöpft"), zur Entpolitisierung der Kriegsjahre - und ähnelt darin formal vielen Männern unseres Samples, die sich ebenfalls auf die vermeintlich unpolitischen Kriegsjahre konzentrieren und die Vorkriegszeit - damit eben auch häufig ihr Engagement für den NS-Apparat - ausblenden. Allerdings - und hierin liegt natürlich der entscheidende Unterschied zu den männlichen Zeitzeugen - ist das Muster des von Politik losgelösten Frauseins ein spezifisch weibliches.

Die von Männern und Frauen angewandte Strategie der **“Verdichtung der Lebensgeschichte auf die entpolitisierten Kriegesjahre”**, die typisch ist für die Generation der wie Erika Schild zwischen 1909 und 1919 geborenen Angehörigen der **“Weimarer Jugendgeneration”** bietet sich Anneliese Heidt ebensowenig an wie das von Erika Schild verwendete frauenspezifische Muster. Wie viele andere der **“Hitlerjugend-Generation”** war sie auch während des Krieges in der NS-Jugendorganisation aktiv und damit gerade nicht “unpolitisch” und auf die private Sphäre zurückgezogen. Während Erika Schild ihre Lebenszeit im Krieg ohne große Schwierigkeiten unter Ausblendung des Politischen erzählen konnte, bedurfte Frau Heidt eines wesentlich größeren ‘Reparaturaufwandes’, nämlich der Gestaltung zweier unabhängiger Themenstränge. Auch sie konzentriert sich in ihrer Erzählung auf “Kriegserlebnisse”, baut diese erzählerisch aus, während die “NS-Entwicklung” eher argumentativ am Rande bleibt bzw. durch Fragen der Interviewerinnen eingefordert wird. Diese Konzentration auf die Kriegserlebnisse und das erlittene Leid während des Krieges und der Nachkriegszeit (zu denken sei an Flucht, Vertreibung und Gefangenschaft) durchzieht all unsere Interviews. Abgesehen von der biographischen Relevanz der Kriegserlebnisse und der erlittenen Not in der Nachkriegszeit, die hohen Thematisierungsbedarf erzeugen, hat diese Konzentration auch die Funktion der Normalisierung einer legitimationsbedürftigen Zeit: Die Verantwortung für das Kriegsgeschehen erscheint geringer als für die Lebensjahre

vor dem Kriegsbeginn. Hatten die Zeitzeugen das Leid der Verfolgten in der Vorkriegszeit abgewehrt oder sogar gebilligt und sich zumindest bis zu den Niederlagen von Stalingrad und Afrika noch mehr mit dem NS-Regime identifiziert als in den letzten Kriegsjahren, so stand nun das eigene Leid im Vordergrund - und zwar unabhängig davon, ob man sich als Soldat an der Front dem Kriegsverlauf weniger handelnd als passiv ausgeliefert fühlte oder als Zivilistin sich nur noch auf das Kriegsgeschehen reagierend wahrnahm. M.a.W., die eher als Zeit des Erleidens erlebten Kriegsjahre - im Unterschied zu den als Zeit aktiver Handlungsplanung erlebten Vorkriegsjahren - spielen eine zentrale Rolle im Umgang der deutschen Bevölkerung mit der Frage nach der politischen Haftung für den Nationalsozialismus.

Die Art und Weise, wie Frauen auf ihre Vergangenheit zurückschauen, ob sie frauenspezifische Muster bei der Rekonstruktion ihrer Vergangenheit verwenden oder nicht, hängt also nicht allein mit ihren Frausein zusammen, sondern konstituiert sich durch die jeweils konkreten Lebensbedingungen.

Literatur

Bar-On, D. (1988): Moral und unterschwelliges Streben nach Macht. Interviews mit einem KZ-Arzt und seinem Sohn. In: Bios, (2), 59-71

Becka, M. / Grote, Ch. (1990): Erika Schild: "Ich war verliebt und verlobt und verheiratet und krichte Kinder". In: Rosenthal, G. (Hrsg.) (1990), 28-51

Bergmann, W. / Erb, R. (1991): Antisemitismus in der Bundesrepublik Deutschland. Opladen: Leske & Budrich

Eulering, N. / Milbradt, J. (1989): Lebensgeschichten von Homosexuellen. In: Rosenthal, G. (Hrsg.): Wie erzählen Menschen ihre Lebensgeschichte? Forschungsbericht, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie. 130-158

Fischer, W. (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, M. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt / Neuwied: Luchterhand, 311-336

Fischer, W. (1982): Time and Chronic Illness. A Study on Social Constitution of Temporality. Berkeley (Habilitationsschrift)

Fischer, W. (1989): Perspektiven der Lebenslaufforschung. In: Herlth, A. / Strohmeier, K. P.: Lebenslauf und Familienentwicklung. Opladen: Leske & Budrich, 279-294

Giordano, R. (1987): Die zweite Schuld oder Von der Last Deutscher zu sein. Hamburg: Rasch und Röhrling

Glaser, B. / Strauss, A. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago: Aldine

Grote, Ch. (1991a): Anneliese Heidt: "Da hab ich endlich dieses Gefühl gehabt, jetzt kannst du deinen Beitrag leisten". In: Rosenthal, G. (Hrsg.) (1990), 80-108

Grote, Ch. (1991b): Die Datenerhebung. In: Rosenthal, G. (Hrsg.) (1990), 241-245

Inowlocki, L. (1988): Ein schlagendes Argument. Geschichtliche Rechtfertigungen und biographische Konstruktionen von Jugendlichen in rechtsextremistischen Gruppen. In: Bios, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, Heft 2, 49-58

Miller, M: (1988): Kollektive Erinnerungen und gesellschaftliche Lernprozesse. In: Bergmann, W. / Erb, R. (Hrsg.): Antisemitismus in der politischen Kultur nach 1945. Opladen: Westdeutscher Verlag

Mitscherlich, A. / Mitscherlich, M. (1967): Die Unfähigkeit zu trauern. München: Piper

Oevermann, U. / Allert, T. / Konau, E. / Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, 352-434

Oevermann, U. / Allert, T. / Konau, E. (1980): Zur Logik der Interpretation. In: Heinze, T. / Klusemann, H. W. / Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretation einer Bildungsgeschichte. Bensheim: päd.extra buchverlag

Rosenthal, G. (1987): "Wenn alles in Scherben fällt..." Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Opladen: Leske & Budrich

Rosenthal, G. (1989): Leben mit der NS-Vergangenheit heute. Zur Reparatur einer fragwürdigen Vergangenheit im bundesrepublikanischen Alltag. In: Vorgänge. Zeitschrift für Bürgerrechte und Gesellschaftspolitik, Heft 3, 87-101

Rosenthal, G. (Hrsg.) (1986): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Verarbeitung als Vergangenheitsbewältigung. Essen: Die Blaue Eule

Rosenthal, G. (Hrsg.) (1990): Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun". Zur Gegenwärtigkeit des "Dritten Reiches" in erzählten Lebensgeschichten. Opladen: Leske & Budrich

Rosenthal, G. (im Druck): Das soziale Schweigegebot zu den Nazi-Verbrechen. Bedingungen der Institutionalisierung einer Abwehrhaltung. In: Weinzierl, E. (Hrsg.): Frauen in der Nachkriegszeit. Publikation des Ludwig Boltzmann Instituts. Wien: Böhlau.

Schütze, F. (1976): Zur linguistischen und soziologischen Analyse von Erzählungen. In: Internationales Jahrbuch für Wissens- und Religionssoziologie. Bd. 10. Opladen: Westdeutscher Verlag, 7-41

Schütze, F. (1977) Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie

Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis (3), 283-294

Stern, F. (1990): Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg. Gerlingen: Bleicher Verlag

Thürmer-Rohr, C. (1983): Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung - Zur Mittäterschaft von Frauen. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 8, 11-26

Windaus-Walser, K. (1988): Gnade der weiblichen Geburt? Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus. In: Feministische Studien 1, 102-115

Windaus-Walser, K. (1990): Frauen im Nationalsozialismus - Eine Herausforderung für feministische Theoriebildung. In: Gravenhorst, L. / Tatschmurat, C. (Hrsg.), Töchter-Fragen: NS-Frauen-Geschichte. Freiburg i. Breisgau: Kore, 59-72

Eine neue repräsentativen Umfrage zum antisemitischen Einstellungspotential in der westdeutschen Bevölkerung aus dem Jahre 1987 liegt von Bergmann und Erb (1991) vor. Die Autoren schließen anhand ihrer Befragung bei ca. 50% der Bevölkerung auf antisemitische Einstellungen: Zu einem harten Kern gehören danach 6,9%, die manifest antisemitische Einstellungen vertreten, 11,6% der Befragten stufen sie als "stark antisemitisch" ein, und immerhin noch 33,2% der Befragten beschreiben sie als "in einem weiten Sinne antisemitisch".

¹Laut Bundesamt für Verfassungsschutz wurden bis zum Dezember 1991 790 Gewaltakte gegen Ausländer in den alten und 362 in den neuen Bundesländern registriert; 1990 waren in den alten Bundesländern 128 bekannt geworden (vgl. Westdeutsche Allgemeine Zeitung vom 14.12.1991).

² Eine Umfrage des Spiegels ergab, daß jeder 3. Bundesbürger Verständnis für das Handeln der Neonazis habe (zitiert nach Die Zeit vom 11.10.91, S.20).

³ Die Studie basiert auf einem von Gabriele Rosenthal geleiteten studentischen Lehrprojekt an der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie.

⁴ Zur Methode des narrativen Interviews vgl. Fritz Schütze (1977), zur Durchführung in unserer Studie vgl. Christiane Grote (1990b). Bei diesem Vorgehen werden die Befragten mit Hilfe einer allgemeinen Erzählaufforderung zu einer längeren biographischen Erzählung motiviert. Der anfängliche Verzicht der InterviewerInnen auf den steuernden Eingriff von Fragen erlaubt den BiographInnen, entlang der eigenen Relevanzen und entlang der temporalen und thematischen Aufschichtung der Erfahrungen zu erzählen. Erst im zweiten Teil des Interviews werden dann vertiefende Fragen zu bereits angesprochenen Themen, zu Ungenauigkeiten und Vagheiten gestellt und am Ende des Gesprächs Themenbereiche fokussiert, die die Befragten bisher nicht von sich aus thematisiert haben.

⁶ Dieser Untersuchung ging eine empirische Studie über die Hitler-Jugend-Generation voraus, bei der 22 Personen der Jahrgänge 1922 - 1929 befragt wurden (vgl. Rosenthal 1986; 1987).

⁶ Diese biographietheoretischen Überlegungen basieren insbesondere auf den Arbeiten von Wolfram Fischer (1978; 1989).

⁸ Zur ausführlichen Darstellung der Methode hermeneutischer Fallrekonstruktionen vgl. Rosenthal (1987:143-245; 1990:246-251). Das von uns angewandte Verfahren wurde von Rosenthal ausgearbeitet und stellt eine Verknüpfung zwischen der strukturalen Hermeneutik Ulrich Oevermanns (et. al. 1979; 1980) mit der Erzähl- und Textanalyse Fritz Schützes (1976; 1983) und der thematischen Feldanalyse dar, wie sie von Wolfram Fischer (1982) in Anlehnung an Aron Gurwitsch entwickelt wurde.

⁸ Entsprechend der von Glaser und Strauss (1967) entwickelten "Grounded Theory" betreiben wir eine 'geerdete' Theoriebildung, indem wir die Analyse nicht mit einem vorweg entwickelten Set von Hypothesen beginnen, sondern diese erst im Laufe der Untersuchung generieren. Im Verlauf unserer empirischen Arbeit zeigte es sich, daß die Generationszugehörigkeit unserer Befragten mit zu den entscheidenden Bedingungen für die Wahl der Reparaturstrategie im Umgang mit der NS-Vergangenheit gehört (vgl. Rosenthal 1989; 1990).

⁹ Gerade in den neueren Veröffentlichungen der Frauenforschung zum Thema Nationalsozialismus wird diese Deutung aber mehr und mehr aufgegeben. Statt dessen ist von der "Mittäterschaft" der Frauen (Thürmer-Rohr 1983) im Sinne ihres aktiven Mitwirkens an der Aufrechterhaltung patriarchaler Machtstrukturen und von einer sich in

der "Täterinnenschaft eigener Art" (Windaus-Walser 1988; 1990) kristallisierenden spezifisch weiblichen "muttermächtigen Logik" (Windaus-Walser 1990:69) die Rede.

¹⁰ Zur ausführlichen Diskussion der Lebensgeschichten von Erika Schild vgl. Becka / Grote (1990:28-52) und von Anneliese Heidt vgl. Grote (1990a:80-108).

¹¹ Erika Schild wurde zunächst von Gabriele Rosenthal und Martina Becka interviewt; später Martina Becka führte später ein weiteres Gespräch.

¹² Erika Schild meldete sich ebenso wie Anneliese Heidt telefonisch auf ein Zeitungsinserat, in dem wir nach ZeitzeugInnen suchten.

¹³ Das hier verwandte Schlußfolgerungsverfahren beruht auf der von Charles S. Peirce eingeführten Methode der Abduktion. Wir beginnen mit einem empirischen Datum - hier mit unserem Textsegment -, formulieren mögliche Hypothesen und deduzieren daraus Folgehypothesen für den weiteren Text. In einem dritten Schritt erst werden diese Hypothesen mit dem weiteren Text konfrontiert. Da unsere Darstellung - aufgrund der gebotenen Kürze - ergebnisorientiert ist, können wir hier nicht unsere Hypothesen in ihrer Gesamtheit diskutieren, sondern beschränken uns auf die, die sich als die plausibelsten erwiesen haben.

¹⁴ Anneliese Heidt wurde von Christiane Grote und Martina Schiebel interviewt.

¹⁵ Die Fallanalyse eines Homosexuellen (Eulering/Milbradt 1989) aus einem anderen von Gabriele Rosenthal geleiteten Projekt ist ein auffälliges Beispiel für dieses Phänomen: Auf die Bitte hin, seine Lebensgeschichte zu erzählen, präsentiert dieser Mann zunächst seine "bürgerliche Biographie" unter Auslassung aller Erlebnisse, die mit der Homosexualität zusammenhingen. In einem zweiten Anlauf begann er dann noch einmal von vorn und erzählte seinen "schwulen Lebenslauf", wie er es selbst bezeichnete.